

Zeitschrift: Mitteilungsheft / Heimatkundliche Vereinigung Furttal
Band: 34 (2005)

Artikel: Das Furttal am Rande eines Kriegsschauplatzes : die französische Revolution und ihre Auswirkungen auf die Schweiz und Zürich
Autor: Frei-Hadorn, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1036672>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

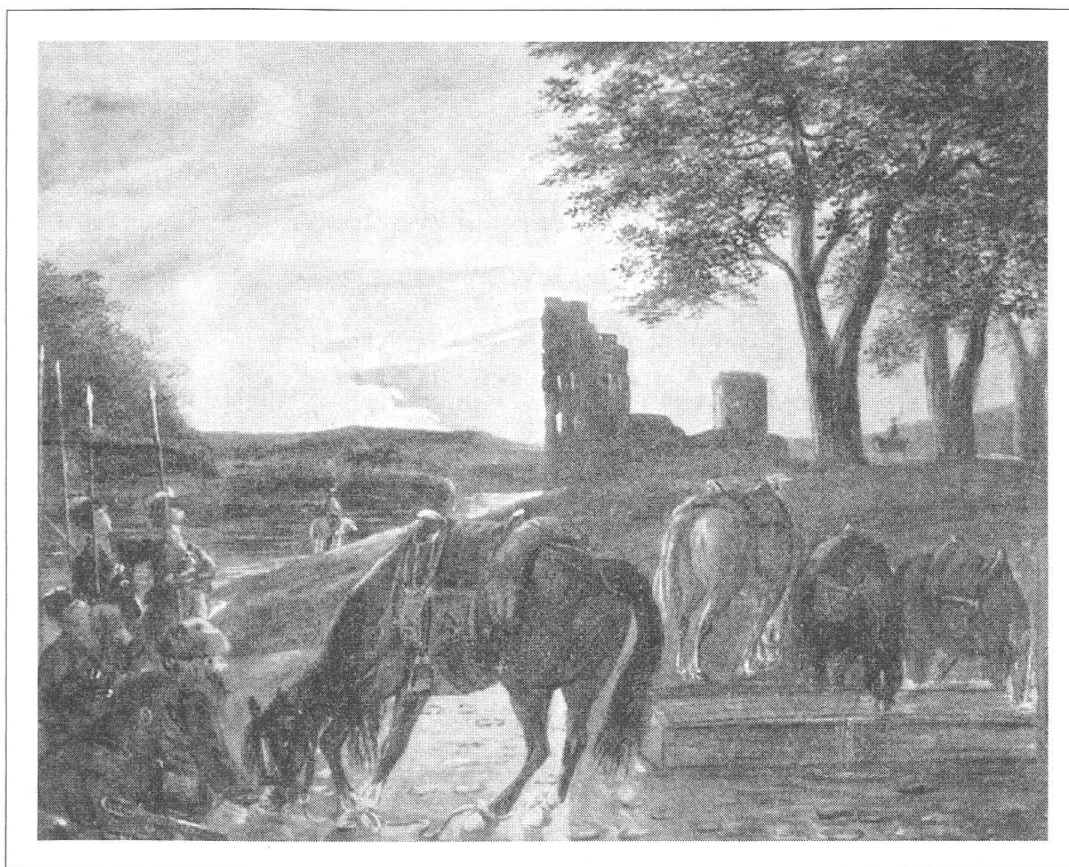
Heimatkundliche Vereinigung Furttal

Mitteilungsheft Nr. 34

Das Furttal am Rande eines Kriegsschauplatzes

**Die französische Revolution und ihre Auswirkungen
auf die Schweiz und Zürich**

von Hans Frei-Hadorn



Buchs ZH 2005

Umschlagsbild: Kosaken am Katzensee 1799
(vermutlich von Salomon Landolt, 1741–1818)

Herstellung: **Horisberger** ^{CPM}
TOTAL PRINT MANAGEMENT

Das Furttal am Rand eines Kriegsschauplatzes

**Die französische Revolution und ihre Auswirkungen
auf die Schweiz und Zürich**

von Hans Frei-Hadorn

Inhalt

Einleitung	5
Umsturz in Europa	5
Das 18. Jahrhundert in Europa	5
Die vorrevolutionäre Zeit in der Alten Eidgenossenschaft	5
Die französische Revolution	8
Hunger und Elend	10
Beginn der napoleonischen Epoche	10
Die französische Revolution und die Schweiz	11
Bienvenue für Napoleon in der Westschweiz	11
Mit Bern fällt auch die Alte Eidgenossenschaft	12
Die Nidwaldner kämpfen um die Freiheit	13
Das alte Regime in Zürich wankt	13
Die Helvetische Verfassung wird ausgerufen	14
Der Raubzug von Zürich	14
Auswirkungen im Furttal	16
Plünderungen	16
Kirchgemeinde Regensdorf als eine von allen	18
Mündliche Ueberlieferungen aus dem Furttal	19
Die Schlacht um Zürich	20
Der Rhein als Hindernis	20
Der Angriff von Osten	20
Der Angriff von Norden	21
Massiv ausgebaute Abwehr am Zürich- und Käferberg	22
Die erste Schlacht	22
Entscheidende Ueberraschung	24
Die Österreicher in Zürich	24
Der Versuch, das Rad der Zeit zurück zu drehen	24
Missglückter Aareübergang bei Döttingen	25
Suworow naht	25
Wildes Treiben in Zürich	26

Die zweite Schlacht	29
Unerfüllbare Forderungen	30
Nachkriegswirren	31
Nach dem Krieg der alte Streit	31
Die Franzosen besetzen die Schweiz ein zweites Mal	32
Die Mediationsverfassung von 1803	32
Der Bockenkrieg	34
Die Beruhigung	35
Europa wird umgestaltet	36
Napoleons Niedergang	36
Wienerkongress von 1815	37
Auf dem Weg vom Staatenbund zum Bundesstaat	38
Anhang	
Die Beschwerde der Kirchgemeinde Regensdorf 1799	40
Bericht General Masséna 1799	42
Kriegsschäden im Kanton Zürich 1798/99	45
Bisher erschienene Hefte der HVF	47

Einleitung

Das Furttal wird nicht, wie Sempach oder Murten, in der Schweizergeschichte erwähnt. Dennoch hat sich vor etwas mehr als 200 Jahren südöstlich des Katzensees eine kriegerische Auseinandersetzung von europäischer Bedeutung zgetragen. Die beiden Schlachten bei Zürich im Sommer 1799 standen im Zusammenhang mit dem damaligen Umbruch, der ganz Europa verändert hatte. Dazu gehört auch die Grosse Revolution. Ein Rückblick in jene Zeit, die unsere Vorfahren sehr hart getroffen hat, ist für uns, die wir ebenfalls Zeitzeugen einer Veränderung sind, nicht uninteressant. Dabei ist allerdings vorzuschicken, dass das, was damals geschah, nicht ohne weiteres verständlich ist. Denn das kulturell grossartig verlaufene 18. Jahrhundert steht mit der nachfolgenden blutigen französischen Revolution im Widerspruch. Eine Betrachtung im grösseren Zeitraum drängt sich deshalb auf.

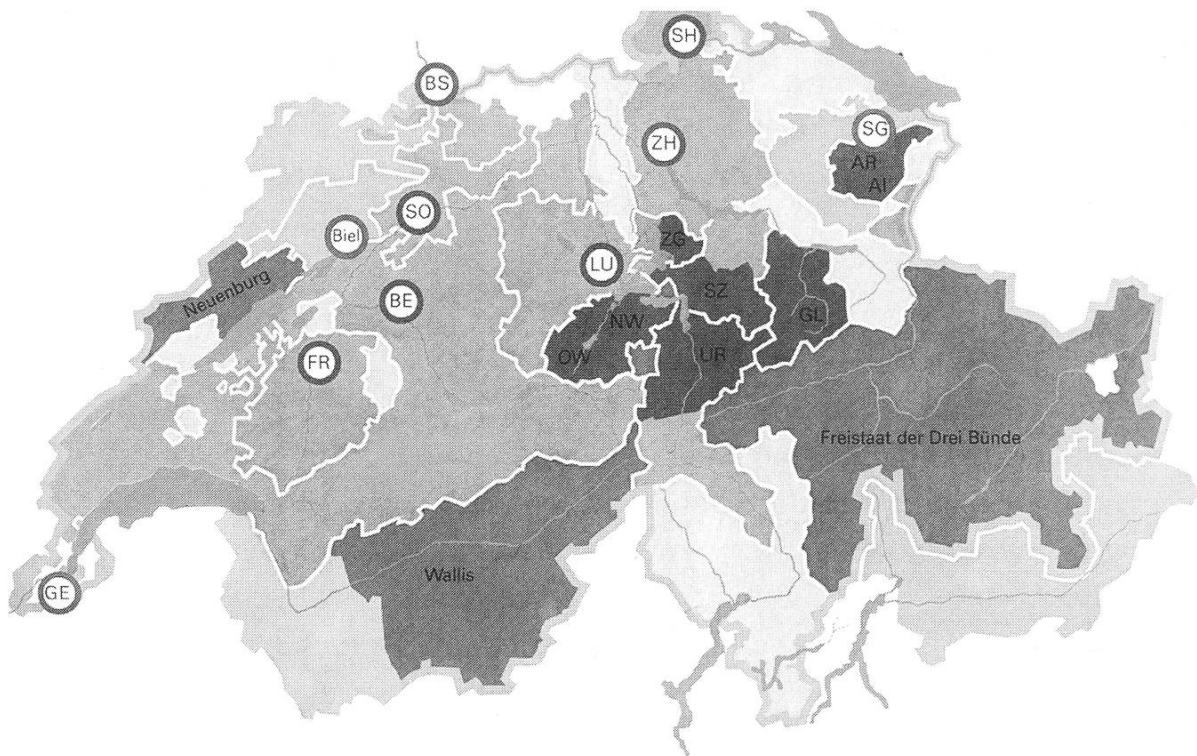
Umsturz in Europa

Das 18. Jahrhundert in Europa






Das 18. Jahrhundert ging dem Umbruch voraus. Lassen wir die russisch-türkische Kriegerei einmal beiseite, so herrschte Eintracht und Zuversicht. Historiker rühmen diesen Zeitabschnitt als das europäische Jahrhundert. Es war die Zeit von Goethe, Mozart, Schiller, Bach, Haydn, Vivaldi und anderen. Ein aufgestellter Zeitgeist ermöglichte deren Begabungen zu verwirklichen. Zeitlose Werke, stimulierende Melodien, herrliche Bilder, geistig animierende Lektüre, und die monumentalsten Schlösser entstanden damals. Mit Ausklammerung der letzten Dutzend Jahre war das 18. Jahrhundert der verheissungsvolle Ausstieg aus dem dunklen Mittelalter. Man ist versucht zu sagen, der im Jahrhundert zuvor scheusslich verlaufene Dreissigjährige Krieg habe vorübergehend der Menschheit die Augen geöffnet und denen an der Macht die Vernunft beigebracht.

Die vorrevolutionäre Zeit in der Alten Eidgenossenschaft

Auch in der Dreizehnörtigen Eidgenossenschaft verlief das 18. Jahrhundert anfänglich vielversprechend. Die Glaubenspaltung war seit der zweiten Schlacht bei Villmergen kein Thema mehr. Der «Frieden von Aarau» brachte die Gleichberechtigung für beide Konfessionen, aber noch nicht für die Landbewohner. Die Zeit der Leibeigenschaft war zwar längst vorbei, aber die vormundschaftliche Behandlung der Landschaft war für die einen noch immer ein von Gott



Die 13-örtige Eidgenossenschaft vor 1798

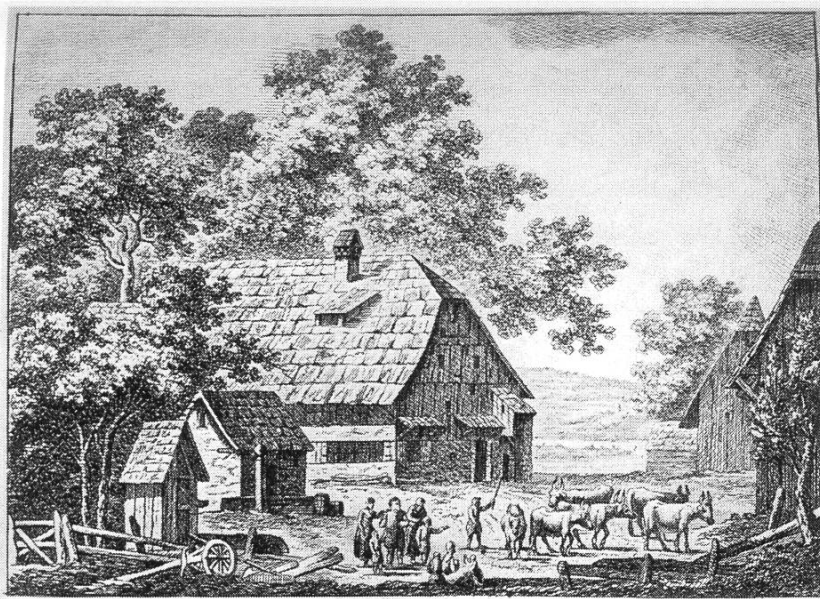
	Vollberechtigte Orte		Untertanen eines vollberech. Ortes		Gemeine Herrschaften
	Zugewandte Orte		Untertanen eines Zugewandten Ortes		

erteilter Auftrag. «Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten» war die Maxime des Genfer Philosophen Jean-Jacques Rousseau (1712–1778), aber für die Landbewohner noch Wunschtraum. Auch die Gewerbler auf dem Land waren gegenüber der Stadt stark benachteiligt. Was Rousseau schrieb, hatten Bodmers Schüler am zürcherischen Neumarkt gelesen. Seine zeitkritische Lektüre interessierte auch die Stadtleute und bewog weitsichtige Zürcher, die Kluft zwischen Stadt und Land zu thematisieren. So entstanden die ersten Bauerngespräche. Vielleicht, dass das Bekenntnis des Preussenkönigs Friedrich der Grosse (1712–1786) zur Agrarwirtschaft die Zürcher bewogen hatte, sich der Fruchtbarkeit des Bodens anzunehmen. 1746 entstand in Zürich die Bewegung der Physiokraten (die «Physikalische Gesellschaft», später «Naturforschende Gesellschaft»). Diesen war der Boden die Urquelle nationalen Reichtums. Mit der Förderung des Landbaus war aber auch die Hoffnung verbunden, den häufig gewordenen Hungerjahren Einhalt zu gebieten.

Promotor der neuen Entwicklung war der Stadtarzt Hans Kaspar Hirzel (1725–1803). Er war dafür besorgt, dass das Kornamt dem Bauern Jakob Guyer

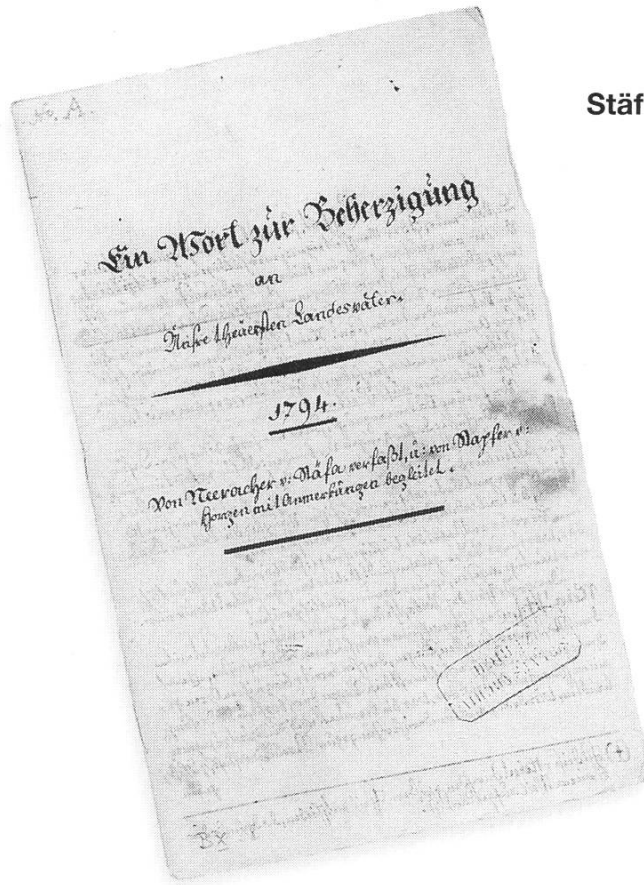
(1716–1785) im Jahr 1768 ein Lehen auf der Katzenrüti zur Verfügung stellte. Die Verbindung von Praxis und Forschung war ihm ein Anliegen. Guyer, genannt «Chlyjogg», wurde so zur Symbolfigur des fortschrittlichen Landbaus. Selbst Geheimrat Johann Wolfgang Goethe (1749–1832) hatte ihn am 12. Juni 1775 und vier Jahre später erneut auf seinem Hof am Katzenssee besucht. Aber selbst der renommierte Respekt gegenüber der bäuerlichen Tätigkeit war ausserstande, die despektierliche Haltung der Obrigkeit abzubauen.

Als dann 1789 in Frankreich die gesellschaftsrechtlichen Abgrenzungen zum Dritten Stand von einer Revolution aufgehoben wurden, hegte man hierzulande die Hoffnung, es würden sich unsere «Gnädigen» vom hohen Ross bewegen. Vergebens, diese verharrten in ihrer Überheblichkeit. Das löste in den Dörfern beidseits des Zürichsees Diskussionen aus. Es waren vorab Wirte, Müller und Bäcker, deren Geduld gegenüber der städtischen Obrigkeit langsam ausging. Einige Stäfener verfassten 1794 einen Brief an die Adresse der Regierung. Was sie schrieben, war in der Einleitung respektvoll, im Wortlaut aber warnend abge-



**Wohnhaus
von Jakob Guyer,
«Chlyjogg»
in Katzenrüti**

fasst. Auf die in Frankreich bereits in Kraft gesetzte Menschenrechtserklärung verweisend, fragten sie: «...wie können republikanische Städte (gemeint war Zürich) sich die Souveränität über das Volk eines Landes anmassen, das sie einmal von einem verarmten Grafen um einen unbedeutenden Wert erkaufte haben? Jeder Mensch ist frei geboren, und es gibt keine Ungleichheit vor dem Gesetz». Das kam den «Gnädigen» in den falschen Hals. Noch bevor das Schriftstück Zürich erreichte, bekam die Regierung Wind davon und schickte seine Truppen



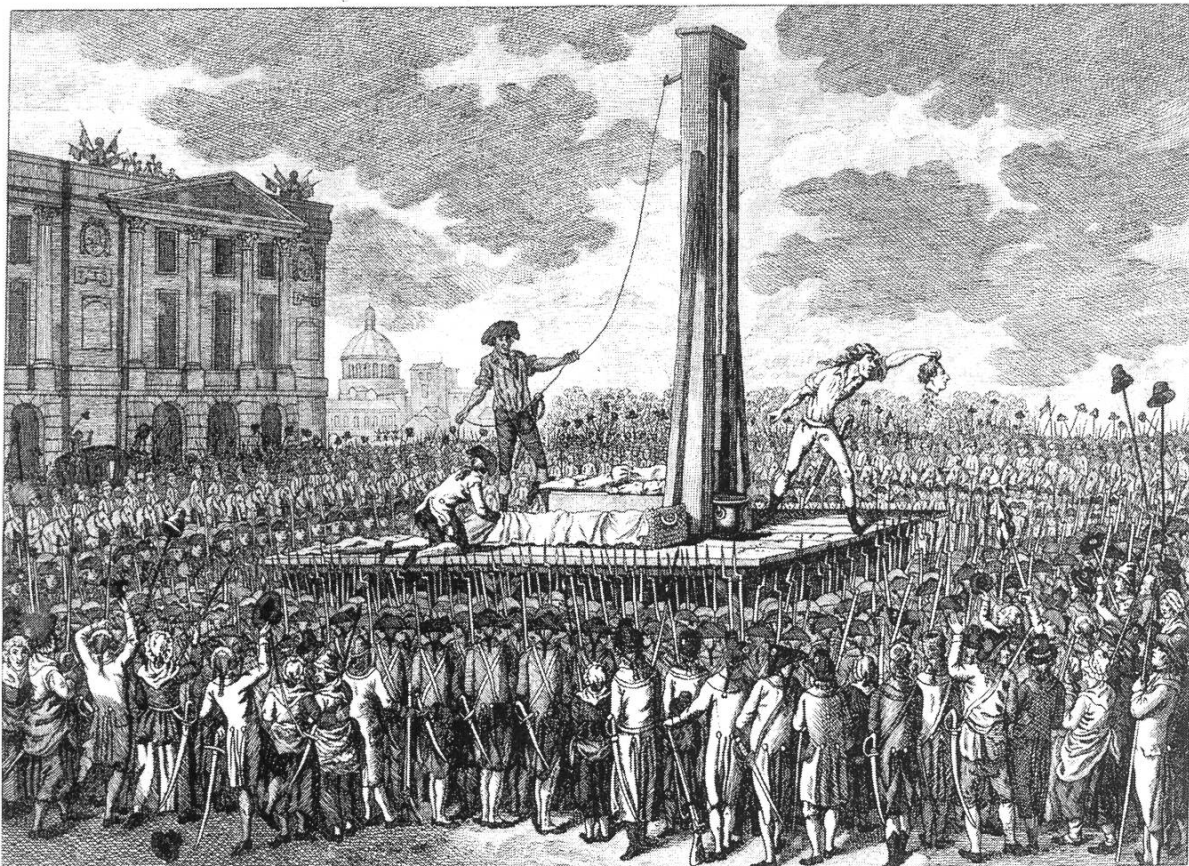
nach Stäfa. Die Schreiber wurden verhaftet und in den Wellenberg gesteckt. Mit dieser Reaktion demonstrierte die Obrigkeit ein letztes Mal ihre Macht und verpasste damit die letzte Chance einer friedlichen Verständigung. Für die Regierung waren die Stäfener gefährliche Jakobiner.

Die französische Revolution

Sie wird die Grosse Revolution genannt, brach 1789 aus und hatte auch die Schweiz stark beeinflusst. Der Umsturz verlief blutig und komplex und veränderte ganz Europa. Sie begann mit Louis XIV. dem «Sonnenkönig» (1643–1715) schon hundert Jahre zuvor. Dieser regierte, als wäre Land und Volk sein Eigentum, und es galt der Grundsatz «L'Etat c'est moi». Seine Vollmacht war absolut, niemand hatte Einblick, weder in seine Regierungsgeschäfte, geschweige denn in die Staatskasse. Sein Prachtsschloss bei Versailles war der Spiegel seiner Macht. Hier residierte er, umgeben von rund 10 000 Bediensteten, während 54 Jahren. Sein Machtgehabe beieindruckte arm und reich. Er überlebte seinen Sohn, Louis Dauphin (1661–1711), ja sogar seinen Enkel, Louis von Burgund (1682–1712), sodass sein Urenkel, Louis XV. (1710–1774), als Nachfolger an seinem Sterbebett sass. Diesem nahm er das Versprechen ab, sich dem Volk zu nähern. Doch das blieb dem damals Fünfjährigen verwehrt, denn die königliche Würde war bereits vertan und der Adel nicht bereit Steuern zu bezahlen.

Sein Sohn, Louis XVI. (1774–1792), versuchte dann verzweifelt die morsche Festung zu retten. Er holte sich Schweizer Finanzexperten zu Rat und lud die Etat Généraux mit dem seit sechs Generationen vernachlässigten Dritten Stand ins Ballhaus nach Versailles zu einer Vollversammlung ein. Aber anstelle neue Steuern festzulegen, beschlossen diese aus der Monarchie eine Republik zu machen. Dem unerwarteten Beschluss stand der König entmachtet gegenüber. Als das Gerücht aufkam, er werde mit Hilfe der Schweizergarde das Beschlossene rückgängig machen, ging ganz Paris auf die Strasse. Am 14. Juli (Quatorze juillet) 1789 wurde die Bastille, das alte Symbol der königlichen Macht, gestürmt. Der König versuchte vergebens mit seiner Familie zu flüchten und verlor damit den Rest seiner Glaubwürdigkeit.

Die übrigen Königshäuser Europas verfolgten die sich überstürzenden Ereignisse in Paris mit Sorgen. Preussen und Österreich verbündeten sich und erklärten Frankreich den Krieg. Das löste bei den revolutionären Clubs die Angst aus, das Ausland könnte den eingeleiteten Umbruch wieder zunichte machen. Mit der raschen Beseitigung des Königs wollte man dem zuvorkommen. Am



Hinrichtung von Ludwig XVI., 21. 1. 1793 in Paris

21. Januar 1793 wurde der König als «Bürger Louis Capet» und neun Monate später die Königin Marie-Antoinette unter die Guillotine gelegt. Für die Gegner der Revolution war das Oel ins Feuer, und das Pulverfass explodierte! Die Gegner der Revolution wurden reihenweise enthauptet. Schliesslich waren es 17 000, die dem Umsturz zum Opfer fielen. Als die Seine rotgefärbt ihre Schleifen zog, wurde dem Hinrichten Einhalt geboten. Die Revolution war entzaubert. Aber ohne Beseitigung des aktivsten Revolutionärs, Maximilien Robespierre (1758–1794), war die Beruhigung nicht machbar. Erst als auch sein Kopf vom Leib getrennt war, stellte sich die Frage, wer wann was verpasst hatte, um diese unsinnige Morderei zu verhindern.

Hunger und Elend

Die Revolution hatte Frankreich in Armut und Elend gebracht. Wetterbedingte Missernten kamen noch hinzu. Verzweifelt schrieb das Direktorium am 6. Dezember 1795: «Bürger, die Zeit der Notbehelfe ist vorbei, eine schreckliche Katastrophe droht die ganze Republik in den Abgrund zu reissen. Auch die letzten Reserven des Staatsschatzes sind erschöpft. Wenn sich nicht irgendeine unerwartete Hilfe bietet, sind wir am Ende angelangt!». Das war ein ungewöhnlicher Notschrei der Grande Nation. Aber anstatt sich den Ursachen zu widmen, wurde zu neuen Kriegszügen aufgerufen.

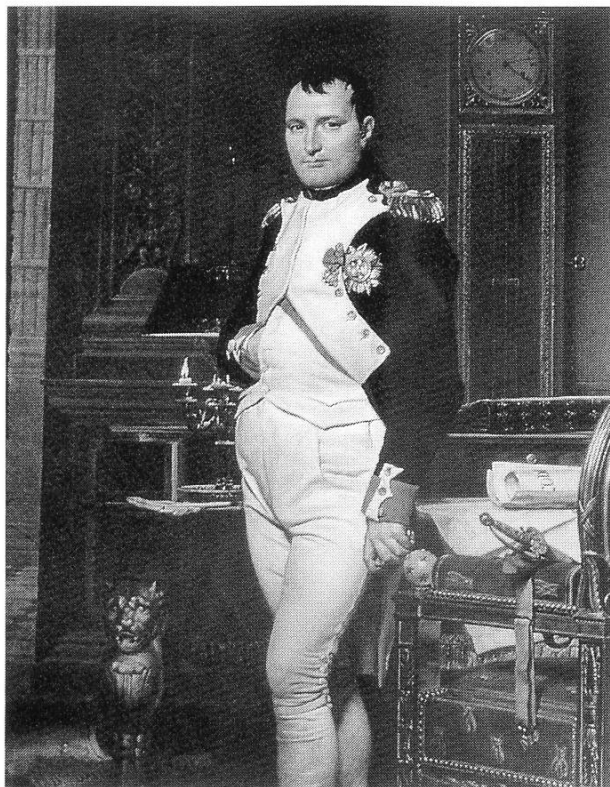
Beginn der napoleonischen Epoche

Als Artilleriehauptmann gelang es Napoleon Bonaparte (1769–1821), die Österreicher aus Oberitalien zu vertreiben. Als Feldmarschall machte er mit Friedensverträgen in Campo Formio und Rastatt die Cisalpine Republik und Belgien zu Frankreichs Satelliten. Dem Erzfeind England wollte er den Weg nach Indien in Aegypten sperren. So stach er im Mai 1798 mit 30 000 Mann und einer Riesenflotte ins Mittelmeer. Sein erster Kampf galt den Mamelucken, die den englischen Handel begünstigten. Seine Schiffe waren jedoch zu gross, um im Hafen von Alexandria einzulaufen. Er musste nach Abusir ausweichen, wurde dort angegriffen und verlor alle seine Segelschiffe. Geschlagen zog sich Napoleon ohne seine Mannschaft zurück. Bedenkenlos begrüsst man ihn in Paris. In seiner Macht bestätigt, säuberte er mit einem Aufsehen erregenden Staatsstreich Parlament und Regierung und liess sich zum ersten Konsul ausrufen.

Die französische Revolution und die Schweiz

Bienvenue für Napoleon in der Westschweiz

1799 befahl Napoleon seinem General Schauenberg, die Schweiz zu «befreien». Auf seiner Kutschenfahrt von Campo Formio nach Rastatt, quer durch die Schweiz, hatten ihn die friedlich gesinnten Eidgenossen zu diesem Vorhaben geradezu eingeladen. Als Probegalopp besetzte er am 15. Dezember 1798 das belanglose jurassische St. Immortal. Eine Reaktion der einst gefürchteten Eidgenossen blieb aus. Der nach Frankreich orientierte Basler Zunftmeister Peter Ochs begleitete die Aktion mit folgendem Flugblatt: «Es wird gut sein, wenn Frankreich seine unbestreitbaren Rechte auf das Münstertal geltend macht, ebenso wenn es die in der Stadt und im Kanton Basel gelegenen Häuser des ehemaligen Bistums Basel in Anspruch nimmt».



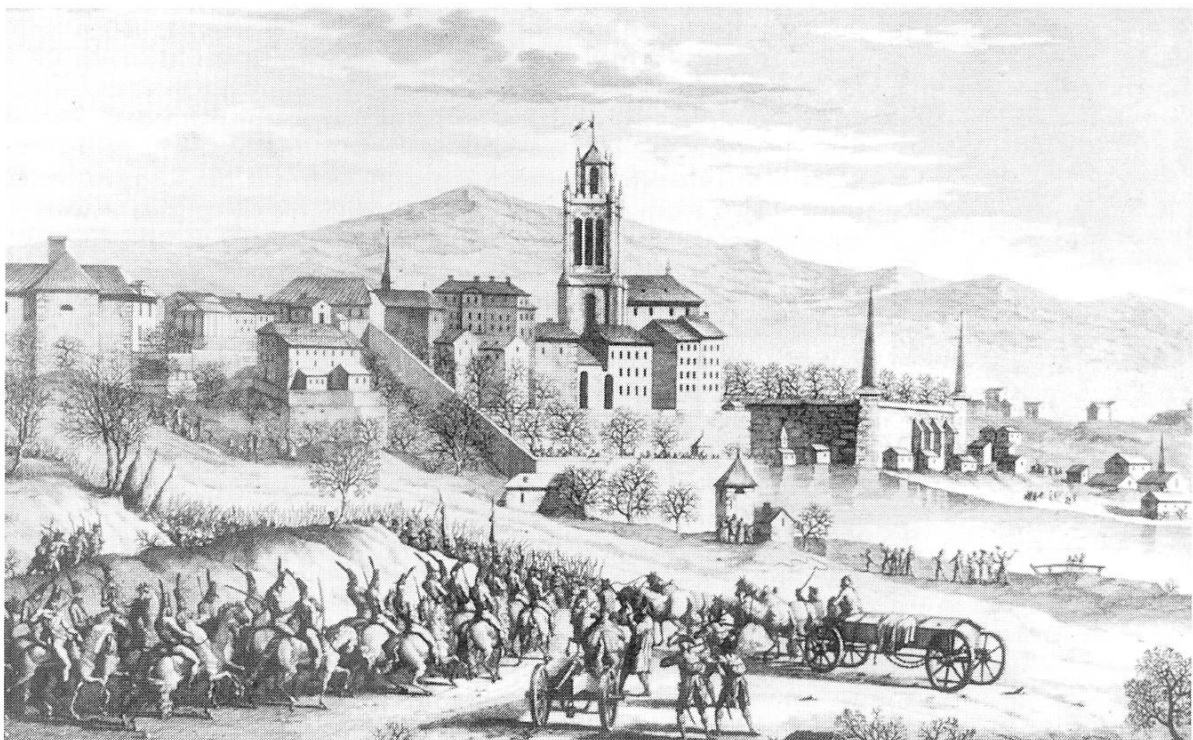
Napoleon Bonaparte
(1769–1821), als Kaiser 1810

Damit wussten die Eidgenossen, was es geschlagen hatte. Sofort wurde die Tagssatzung auf den Stephanstag 1797 nach Aarau einberufen. Für einmal waren sich die sonst meist zerstrittenen Abgeordneten einig und schworen bei Gott, sich gegen eine Besetzung zu wehren. Obschon die Glocken der Stadtkirche den denkwürdigen Entscheid feierlich umrahmten, blieb das Gelübde ohne Fol-

gen. Als die Franzosen am 28. Januar 1798 längs des Genfersees in die Waadt einmarschierten, wurden sie nicht bekämpft, sondern herzlich begrüßt.

Mit Bern fällt auch die Alte Eidgenossenschaft

Anfangs 1798 brachte der französische Geschäftsträger Josef Mengaud ein Pamphlet unter das Volk. Es war ein verfälschtes Vaterunser, ein «Gebet» mit dem Schluss: «... und lass uns in Zukunft nicht mehr unterdrückt werden, sondern erlöse uns von allen Arten der Sklaverei, alsdann wird Dein bleiben der Ruhm und die Ehre und uns Schweizern die Freiheit und Gleichheit. Amen». Als die Franzosen Richtung Bern vorrückten, appellierte derselbe Mengaud ein zweites Mal an die biedereren Bewohner der Schweiz. Man möge «die Sprache der Vernunft und der Wahrheit hören, denn die Besieger von Europa sind der Verbrechen unfähig, deren man sie anklagt. Bewaffnet Euch nicht, wir sind keine Feinde, die Euch anfallen, wir sind Brüder, die sich mit Euch gegen unsere gemeinschaftlichen Feinde vereinigen.» Bern war damals der einzige Ort, der über ausgebildetes Militär mit entsprechender Bewaffnung verfügte. Bei Neuenegg, Fraubrunnen und im Grauholz wurde zwar Widerstand geleistet, als sich dann aber die Befehlsausgabe in Widersprüche verwickelte, fiel am 5. März 1797 die einst stolze Stadt der Patrizier und mit ihr die Alte Eidgenossenschaft. Die Vergangenheit hatte die in französischen Diensten reich gewordenen Stadt- aristokraten eingeholt.



Einmarsch der französischen Truppen in Bern, 5.3.1798

Die Nidwaldner kämpfen um die Freiheit

Die Nidwaldner waren die einzigen, die in der Ehre der alten Eidgenossen die Franzosen ernsthaft bekämpften. Oberhalb Stans stiess Schauenburg auf starken Widerstand. Er bestätigte das im Rapport nach Paris: «Kämpfe in Nidwalden. Gegen sechs Uhr abends waren wir Herr dieser unglücklichen Gegend, die zum grossen Teil verbrannt und verwüstet ist. Es war mir nicht möglich, die Wut meiner Soldaten im Zaune zu halten, nachdem mehrere ihrer Kameraden niedergemacht worden waren. Wir haben viele Leute verloren, was angesichts der unglaublichen Hartnäckigkeit dieser bis zur Raserei wagemutigen Menschen unvermeidlich war. Mehrere Priester und eine grosse Zahl Frauen blieben leider auf dem Schlachtfeld liegen; alles, was bewaffnet war ist umgekommen. Wir haben ungefähr 350 Verletzte. Es war einer der blutigsten Tage, die ich je erlebt habe.» Das Geständnis des kriegserprobten Generals, mit dem zum Ausdruck gebrachten Mitgefühl, bestätigte die Tapferkeit der Nidwaldner.

Das alte Regime in Zürich wankt

Mit dem Einmarsch der Franzosen begannen die «Gnädigen von Zürich» zu zittern und deren Stühle im Rathaus zu wackeln. Der Wind hatte gekehrt und «Joggeli wollte jetzt Birli schütteln». Sofort proklamierte der Grosse Rat die Handels- und Gewerbefreiheit als Rechtsgleichheit für den ganzen Kanton. Das war schon eine erste Kehrtwendung. Eine zweite folgte mit der Entlassung der Eingesperrten aus Stäfa und als dritte wurde der Einzug von Vertretern der Landschaft in den Grossen Rat in Aussicht gestellt. Alle Amtsstellen in den Dörfern erhielten die Mitteilung, dass ab sofort die Obrigkeit keine hochlöblichen Anreden mehr dulde, es seien die Herren nun alle gleichwertige Bürger. Empfohlen wurde dagegen, dass künftig amtliche Schreiben mit Freiheit und Gleichheit zu überschreiben seien. Und um sich allenfalls besser aus dem Staub schleichen zu können, bestellten die Grossräte vorsorglich eine Landeskommission als Übergangsparlament. Dieses Gremium tagte bereits am 21. Februar 1797. Grossrat Johann Caspar Lavater gab dem neuen Plenum keinen Kredit. Solche Neologen seien doch «ohne jede Erfahrung, ohne Conduite, ohne Kenntniss und ohne Herz», die verstünden weder das Regieren noch das Verwalten. Trotz dieser Abqualifizierung wurde die Landeskommission sofort aktiv und suchte den Kontakt mit den Franzosen. Aber mit denen war nicht gut zu verhandeln, deren Manieren wurden als «gemein, unverhohlen, gebieterisch und als süchtig nach Geld» empfunden. Das wichtigste Anliegen der Landeskommission war, die Franzosen zu bewegen, die Stadt Zürich nicht zu besetzen, denn die hatte keine Unterkunftsmöglichkeiten zu bieten. Das Verlangen blieb, wie es sich bald einmal herausstellte, unbeachtet.

Die Helvetische Verfassung wird ausgerufen

Am 12. April 1798, also 14 Tage vor dem Einmarsch der Franzosen in die Stadt Zürich, wurde die Helvetische Verfassung im ganzen Land ausgerufen. Die bisherigen Untertanengebiete Waadt und Aargau sowie der Thurgau waren erfreut, denn nun waren sie den anderen Kantonen gleichgestellt. Ganz Helvetien wurde in 15 willkürlich zusammengesetzte Verwaltungseinheiten aufgeteilt, Privilegien widerrufen und die Zehnten- und Grundzinsabgaben aufgehoben. Aber von einer Gleichstellung zwischen Stadt und Land war noch nicht die Rede. Alle Autorität lag nun in den Händen eines fünfköpfigen Direktoriums mit Sitz in Bern, die Alten Orte hatten nichts mehr zu sagen. Das Direktorium als Exekutive war dem Konsul in Paris verpflichtet. Jede Verwaltungseinheit der 15 Kantone hatte seinen Regierungsstatthalter, jeder Bezirk seinen Statthalter, und diesem unterstanden im Dorf ein oder mehrere Agenten. Alle waren nur Befehlsträger, ihnen fehlte jede Eigenkompetenz. Das vertrug sich schlecht mit des Schweizers angeborenen Selbständigkeit. So blieb die Helvetische Verfassung auch nur während fünf Jahren in Kraft. Sie war aber das erste gesamtschweizerische Grundrecht.

Der Raubzug von Zürich

Am 25. März 1798 erhielten alle regierungsfähigen Familien in den Städten Bern, Fribourg, Solothurn, Luzern und Zürich vom «Commissaire du Gouvernement près l'Armée de la République Française en Suisse» einen Brief. Ihnen wurde mitgeteilt, dass sämtliche Kosten, die der Schutz «pour les amis de la liberté» verursache, von den «Befreiten» zu decken seien. Von den Zürchern wurden fünfzehn und von den Bernern fünf Millionen Francs in französischer Währung verlangt. Die Klöster blieben von dieser «Befreiungsabgabe» nicht verschont, denn sie wurden genötigt, einen Teil des Vermögens, ob Münzen, Gold, Obligationen oder Schuldscheine samt Kirchensilber, abzuliefern. Auch die Zünfte wurden zur Kasse gebeten, doch diese händigten ihr Vermögen – mit dem Ratschlag, das Geld sofort irgendwo ausser Haus zu vergraben – kurz vor dem Ablieferungstermin ihren Zünftern aus. Nach Abschluss der privaten Ausplünderung liess Schauenburg am 5. Juni 1798 auch noch den Staatsschatz abholen. 822 456 Pfund, in Kisten verpackt, wurden aus dem Zwölfbotengewölbe unter dem Grossmünster nach oben getragen und verladen. Streng bewacht, wurde das Diebesgut Richtung Paris abgekartt, wobei nicht bekannt ist, wieviel davon Paris tatsächlich erreichte. Viele Jahre später überraschte Seckelmeister und Ratsherr Heinrich Thomann die Zürcher mit der Meldung, er habe 300 000 Pfund vor dem Zugriff der Franzosen retten können.



Franzosen führen Zürcher Staatsschatz weg, 5.6.1798

Noch immer hofften die Zürcher, ihre Stadt bleibe vor Einquartierungen verschont. Aber nachdem nun das Geld eingezogen war und die Gefahr der Vorwegkassierung durch die Einquartierten nicht mehr bestand, gab es keinen Grund mehr, die Stadt zu schonen. Zudem war es den Offizieren ein Bedürfnis, sich in der Stadt der Zünfter einzunisten. So bekamen die 10000 Stadtbewohner am 26. April 1798 3000 ungebetene Gäste. Die wurden zum grössten Teil in das vor kurzem in eine Kaserne umgebaute Getreide- und Salzlager im Talacker untergebracht. Die Offiziere verkrochen sich samt ihren mitgebrachten Familienangehörigen in die Privathäuser. Um deren Logis besser orten zu können, hatte die Stadt alle Häuser schleunigst mit Nummern versehen.

Auswirkungen im Furttal

Plünderungen

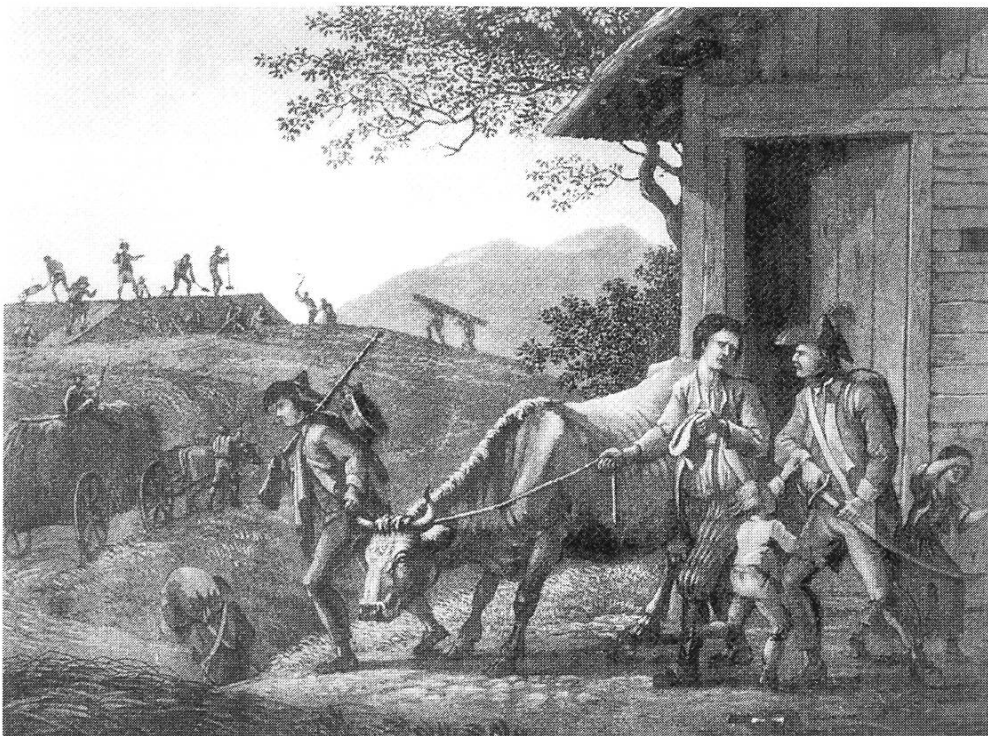
Auch die Dörfer im Furttal wurden mit Militär überbelegt. Keines wurde verschont. War ein Dorf ausgehungert, wurde in ein anderes gezogen. Im ganzen Kanton hielten sich rund 10000 Mann auf, meist Berittene, die während drei Jahren verpflegt werden mussten. Deren Pferde brauchten Futter, und die Mannschaft forderte Brot und Fleisch. Die Heuböden waren bald einmal leer und die Wiesen abgeweidet. Das Vieh musste sich mit Streu und Laub begnügen. Das Essbare holten sich die Truppen bei den Bauern. Scheunen, Spycher, Fässer und die Rauchhüsli wurden geleert. Die Geschädigten standen der Plünderung machtlos gegenüber. Selbst das Vieh wurde aus den Ställen gezerrt. Für das Abgeführte erhielt der Bauer einen Gutschein. Das beklagten nicht nur die Zürcher. Der französische Geschäftsträger in der Schweiz, Pichon, rapportierte am 20. November 1799 folgendes nach Paris: «Die Armee ist in den letzten sechs Monaten von Glarus bis zum Gotthard hin- und hergezogen. Dabei hat die Kavallerie alle Futtermittel in den Ortschaften aufgebraucht, und die Mannschaft hat von dem gelebt, womit sich die Familien haben ernähren wollen. Was man uns nicht hat geben wollen, mussten wir nehmen». Das führte zu ungezählten Beschwerden. Diese sind heute im Staatsarchiv Zürich aufbewahrt. Schreiber der Einwendungen waren meist abgesetzte Untervögte und Pfarrer. Im Vordergrund aller Klagen und Forderungen standen die Futtermittel, die durch die Soldaten unbekümmert zum Eigenbedarf beschlagnahmt wurden. Trotz aller Not und Ohnmacht enthielten die Briefe nur wenige Anschuldigungen. Das Abgeführte wurde auch immer quantifiziert angegeben. In jeder Beschwerde steckte die Erwartung, das Gestohlene werde irgendwann rechtmässig entschädigt.

Den später eingetroffenen Österreichern war es von Anbeginn ein erklärtes Anliegen, der Bevölkerung kultivierter als die Franzosen zu begegnen. Es richtete sich denn auch nur eine Beschwerde aus unserer Umgebung an die österreichische Armeeführung. Sie hatte das Datum vom 24. September 1799, also kurz nach der geglückten Limmatüberquerung und stammte aus Watt. Man beklagte Schäden an Baum- und Feldfrüchten und an Reben. Das Polizeidepartement bestätigte, die königliche Hoheit, Erzherzog Karl, habe davon Kenntnis, und sein Fürwertschreiben (Schuldanererkennungsschreiben) sei bereits unterwegs.

Alle übrigen Beschwerden bezogen sich auf die Franzosen. Unbeliebt war deren Kavallerie, denn die Pferde brauchten nicht nur Futter, sie hinterliessen auch grosse Trittschäden. Flurwege gab es zu dieser Zeit noch keine und be-

festigte Strassen nur wenige. So ritten die Husaren nach Belieben durch die Felder. Noch bis vor wenigen Jahren kamen in den Äckern, die vor 200 Jahren Riedflächen waren, abgerissene Hufeisen zum Vorschein.

Die Beschwerden klagten auch über Zustände, die bis kurz zuvor kein Thema waren. So schrieb am 19. April 1799 Zunftrichter Frey aus Watt, er und seine Söhne seien noch immer nicht aus der Zehnten- und Grundzinspflicht entlassen worden. Und am 15. Mai 1800 beanstandete der von der Helvetik als Agent eingesetzte Regensdorfer Stäubli die Höhe der Grundzinsen. Ein Brief aus Watt vom 9. August 1802 klagte, es habe der ehemalige Untervogt Daniel Zollinger



Plünderung unter Waffengewalt durch französische Truppen

für die zwei Fuder Heu und dem abgeführten Hafer bei der Administration noch immer keine Rechnung gestellt. Am 25. Oktober 1802 kritisierte der Verwalter des Obmannamtes, Johann Escher, die Zehntenrückstände in Regensdorf. Die Zehntenpflicht wurde mit der Helvetik als aufgehoben erklärt, aber da und dort gleichwohl weiter eingefordert. Am 11. Oktober 1802 schimpfte Unterstatthalter Reding aus dem Distrikt Regensdorf über die unerledigten Pendenzen der Gemeinden. Gleichzeitig verlangte er von der Verwaltungskammer, sie möge sich doch bemühen, die ausstehenden Guthaben für Requisitionen endlich aus-zuzahlen.

Kirchgemeinde Regensdorf als eine von allen

Eine von den vielen Beschwerden ist im Anhang wiedergegeben und wortgetreu übersetzt. Sie stammt nicht von der neu entstandenen Municipal-, sondern von der Kirchgemeinde. Dies besagt, dass sich die Regensdorfer mit der helvetischen Neuordnung noch nicht angefreundet hatten. Datiert ist die Schrift vom 25. Oktober 1799. Das war wenige Tage nach dem gegliückten Vorstoss der Franzosen über die Limmat. Die letzten Russen waren bereits verschwunden, den Franzosen war der Sieg sicher. Trotzdem finden wir im Schreiben der Kirchgemeinde weder eine Anerkennung noch eine Gratulation an die Sieger. Einzig die Bemerkung «ihre Gegenwart ist uns angenehm» nimmt Notiz von deren Leistung. So sehr die Bevölkerung über den Abzug der wilden Russen erleichtert war, so stark war sie enttäuscht von der Rückkehr der Franzosen.

Aus der Beschwerde der Kirchgemeinde Regensdorf entnehmen wir auch das Ausmass der Requisitionen. In Regensdorf mochten damals 100 Grosstiere in den Ställen gestanden haben. Wenn nun von einem Tag auf den anderen deren 28 abgeführt wurden und gleichzeitig eine Seuche grassierte, so hinterliess



Briefkopf der Beschwerde der Kirchgemeinde Regensdorf vom 25. 10. 1799

das grosse Lücken. Zusammen mit den im Schreiben ebenfalls erwähnten Ablieferungen entsprach das Abgeführte einer Ausplünderung. Der revolutionäre Slogan «Fryheit und Glychheit» wurde deshalb in «Fryheit und Glychnüt» abgeändert.

Mündliche Überlieferungen aus dem Furttal

Verschiedene Chroniken enthalten mündliche Überlieferungen. In Affoltern haben die Franzosen dem Bader Jörgli Vieh aus dem Stall, Heu und Stroh von der Bühne abgeführt; dafür durfte sein Bub jeden Tag in der Feldküche Kutteln abholen. Als eine Schar Franzosen erneut sein Haus und die Scheune durchsuchten, entdeckten sie ein unter Tannästen verstecktes Säuli. Die Bäuerin versuchte den Diebstahl zu verhindern, entging aber nur knapp dem Tod. Die Chronik von Regensburg berichtet in Versform, wie eine Bäuerin einen aufdringlichen Franzosen überlistete. Der Soldat drang am Vormittag in die Küche und forderte «er well en Guggel oder Fisch und Brate z'Imbiss. D'Grossmuetter seid: I cha nüd welsch, wart nu bis Elfi lütet, und wennt mi derewäg abällscht, so gits bim Eicher nüt». Um elf Uhr sei der Bauer nach Hause gekommen und habe das Französli auf die Strasse spediert. Auch die Otelfinger-Chronik weiss von einer Episode. Beim Vormarsch der Franzosen am 23. September 1799 über die Limmat flohen einige Kosaken über den Hüttikerberg. Dort wollten sie mit den Pferden übernachten. Sie wurden von den Franzosen entdeckt und konnten sich zu Fuss einer Gefangennahme entziehen. In Boppelsen baten sie den Bauer Welti, er möge ihre beiden Pferde in Chlijoggelis Schopf in Hüttikon gegen gutes Geld holen. Dem gelang die Entführung, und er wurde in Boppelsen tatsächlich wie versprochen mit 2 Dublonen belohnt. Von einem Meier aus Otelfingen, der von einer Weinfuhre aus Baden zurückkehrte und von «Fränkis» überfallen wurde, wird erzählt, man habe ihm auf dem Heimweg mit Waffengewalt nicht nur das Weingeld abgenommen, sondern auch die Pferde mit samt dem Fuhrwerk gestohlen. Einige Tage nach diesem Verlust traf er Soldaten, die sich auf seinem Apfelbaum bedienten. Voller Zorn holte er die Schrotflinte und verletzte den einen. Das bewog Meier, das Dorf unverzüglich zu verlassen und sich irgendwo auf dem Burghorn zu verstecken. Er hatte Glück, denn kurz danach verliessen die Franzosen unsere Gegend, sodass er seinen Horst auf der Lägern aufgeben konnte.

Während der Besetzung lebte die Bevölkerung in Angst und Schrecken. Widerstand gegen das brutale Auftreten der meist unberechenbaren fremden Menschen, war stets ein Spiel mit dem Leben. Es erstaunt darum nicht, dass sich kaum ein Schreibkundiger getraute, die Vorkommnisse aufzuschreiben.

Die Schlacht um Zürich

Der Rhein als Hindernis

Mit dem Einmarsch der Franzosen fokussierten sich Frankreichs Feinde auf die Schweiz, ein Angriff wurde nur noch zur Zeitfrage. Die übrigen Europäer schlossen sich zu einer Allianz zusammen und erklärten am 1. März 1799 Frankreich den Krieg. Es war ihr Plan, den Feind bei Zürich in die Zange zu nehmen. Das setzte aber die Überquerung des Rheins voraus. Die Benützung der Rheinbrücken lag ausser Betracht, denn sie waren kontrolliert. Gesucht waren deshalb in Wäldern versteckte Flussschleifen. Die mussten für Fuhrwerke auf trockenem Boden erreichbar sein. Flusswindungen hatten den Vorteil einer eingeeengten Strömung und damit einer reduzierten Flussbreite. Der Bau von Pontonbrücken zu Kriegszwecken war technisch und logistisch sehr anspruchsvoll und mit Risiken verbunden. Sowohl die Österreicher wie die Franzosen beherrschten diese Technik.

Notwendig war die Bereitstellung von genügend schweren Pontons, Balken und Brettern. Die Pontons wurden oberhalb des gewählten Brückenschlages gewässert, an vorbestimmter Stelle abgefangen und Seite an Seite miteinander verkoppelt. Dann folgte die Belegung der Pontons mit schweren Balken und Brettern. Das waren grosse Tonnagen, die nachts möglichst lärmfrei angekarrt werden mussten. Um vom Feind nicht entdeckt zu werden, musste der Bauvorgang nach einem genauen Zeitplan, blitzartig und ohne Lärm ablaufen.

Den Franzosen war bekannt, dass sich der österreichische General Erzherzog Karl (1771–1847), der Bruder von Kaiser Franz II., mit 30 000 Mann im süddeutschen Raum in Bereitstellung befand. So war abzuschätzen, dass er irgendwo zwischen Sargans und Koblenz den Rhein überqueren werde. Der Franzose, General André Masséna (1758–1817), verfügte über 22 000 zum grössten Teil berittene Soldaten, mit denen er sowohl den weitgezogenen Frontabschnitt als auch die Abwehrstellung vor Zürich im Auge behalten musste. Masséna war Sohn eines Weinbauern und eng mit Napoleon befreundet. Er war sich seiner ungenügenden Truppenstärke von Beginn an bewusst.

Der Angriff von Osten

In der Nacht vom 13. auf den 14. Mai 1799 gelang es dem österreichischen General Johann Konrad Hotze (1739–1799), ein Richterswiler in fremden Kriegsdiensten, vom Feind unbemerkt, unweit von Feldkirch zwei Brücken über den Oberrhein zu schlagen und seine 20 000 Mann trockenen Fusses unbehelligt auf

die andere Seite zu bringen. Von da zog er durchs Toggenburg, über den Ricken als auch der Thur entlang, ohne Feindkontakt bis in die Gegend vor Zürich.

Der Angriff von Norden

Um eine Woche verzögert, startete der Vorgesetzte von Hotze, Karl, seinen Vorstoss. Er überquerte in der Nacht vom 22. auf den 23. Mai 1799 mit 25 000 Mann beim Kloster Paradies (zwischen Schaffhausen und Diessenhofen) den Rhein. Mit 450 Hilfskräften aus den Dörfern des Hegaus baute er nachts am Schweizerufer einen befestigten Brückenkopf. Auf 100 Meter Distanz wurde der Wald umgelegt, um hinter ausgehobenen Schützengräben und aufgeschütteten Wällen ein freies Schussfeld vor sich zu haben. So konnte der Flussübergang vor einem allfälligen Überfall abgeschirmt werden. Der Bau dauerte nur 15 Stunden und wurde von den Franzosen nicht entdeckt. Noch am selben Tag rückte Karl bis an die Thur bei Andelfingen vor. Dank eines österreichischen Vorausdetachementes war die gedeckte Holzbrücke noch intakt. Dort bereitete ihm die französische Kavallerie einen ersten Empfang. Die Überlegenheit der Österreicher zwang diese jedoch zum Rückzug. Ein zweites Gefecht wiederholte sich an der Töss bei Winterthur, und eine besondere Schiesserei entwickelte sich bei Neftenbach.

Die Neftenbacher zählten zu den wenigen Weinländern, die den Franzosen feindlich gesinnt waren. Das hatte der helvetische Statthalter Pfenninger schon wenige Tage zuvor nach Bern berichtet: «Der einzige Ort, wo man mich mit Verachtung empfangen und mit Hohn entlassen hat, war Neftenbach». Als ein österreichischer Voraustrupp, bestehend aus Husaren, in Neftenbach eintraf, verlangten diese den Freiheitsbaum sofort umzulegen. Mit Freude kamen die Neftenbacher dieser Forderung nach und zersägten die Tanne. Die Franzosen, die sich im nachbarlichen Seuzach aufhielten, benutzten den Wegzug der Österreicher nach Hettlingen, um gegen Abend mit einer Kompanie Infanterie das den Franzosen schlecht gesinnte Neftenbach aufzusuchen. Dort forderten sie ultimativ Lebensmittel, Geld und Pferde. Als sich die Bauern weigerten, wurde der Löwenwirt von den Franzosen drangsaliert. Das bewog die Neftenbacher, die Österreicher zu alarmieren. Nun war das Schlimmste zu befürchten. Frauen und Kinder samt dem Vieh wurden sofort Richtung Flaach evakuiert. Am folgenden Tag, am 23. Mai 1799, kam die französische Kavallerie prompt aus Winterthur angeritten und eröffnete einen heftigen Schusswechsel. Die Franzosen behielten die Oberhand und plünderten, was nicht niet- und nagelfest war. Erst mit dem Vormarsch der österreichischen Hauptmacht zogen sie sich südwärts zurück.

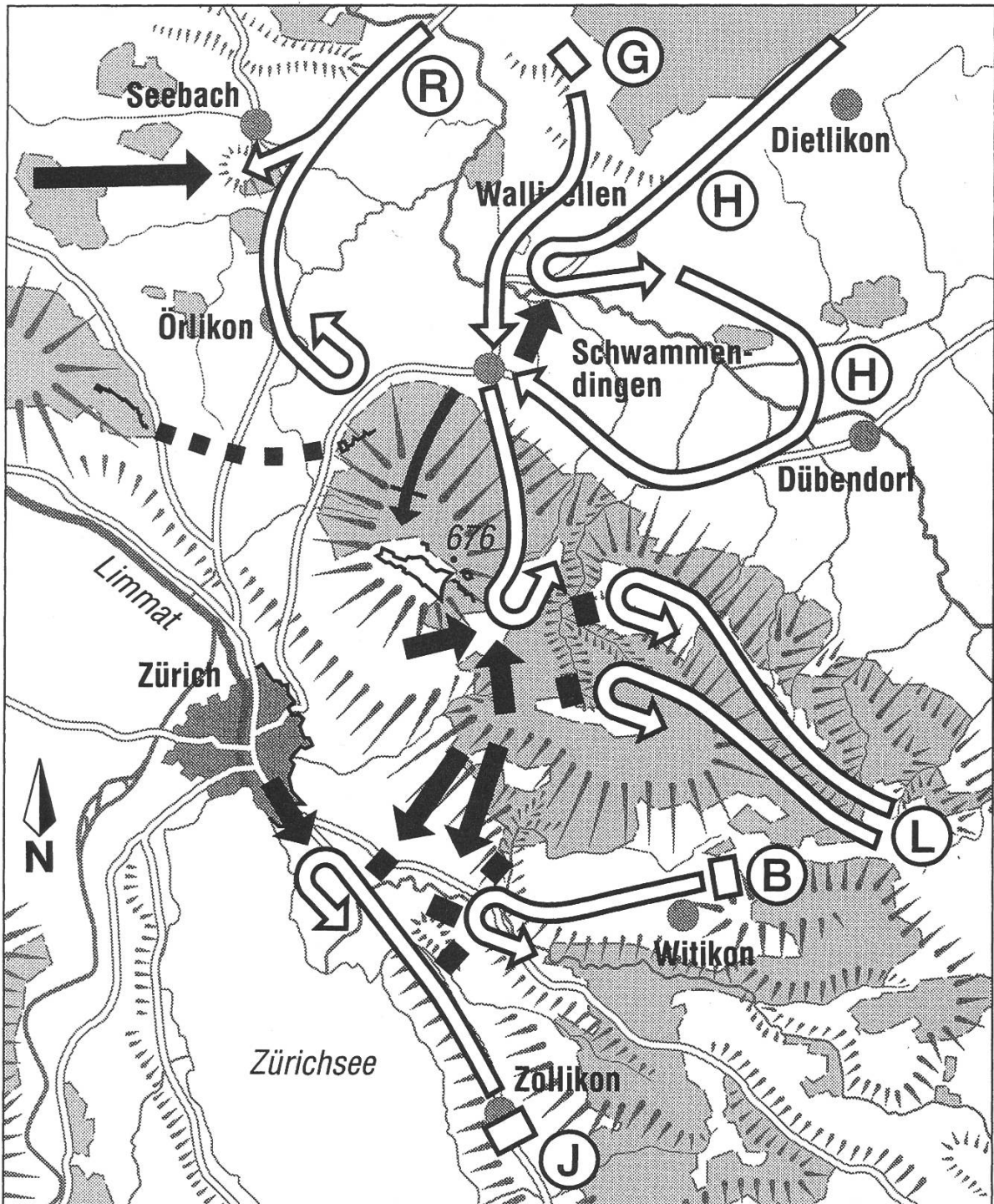
Massiv ausgebaute Abwehr am Zürich- und Käferberg

Seit dem Einmarsch in Zürich, also während eines Jahres, erstellten die Franzosen im Norden der Stadt eine massive Verteidigungslinie. Die zog sich vom Käferberg ob Affoltern via Milchbuck, Zürichberg bis hinunter ins Seefeld. Die Bauern der umliegenden Dörfer wurden mit Schaufel und Pickel, mit Sägen und Beil, mit Ross und Wagen zum Zwangsdienst verpflichtet. An den steilen Hängen wurden Gräben ausgehoben und der Aushub zu hohen Wällen aufgeschüttet. Buchen und Tannen wurden in Richtung Feind umgelegt, um diese im Dickicht der Äste und Stämme am Aufstieg zu hindern. Diese Erdbewegungen sind oberhalb des Zoologischen Gartens noch heute sichtbar.

Die erste Schlacht

Nachdem die österreichische Hauptmacht unter Karl die Linie Niederglatt – Schwamendingen erreicht hatte, kamen seine Truppen in Feindkontakt. Das war am Sonntagabend, 3. Juni 1799, und es regnete in Strömen. Ohne Verschnaufpause wurde noch am selben Abend zum Angriff geblasen. Zeitlich perfekt koordiniert, schlug sich Hotze an diesem Abend mit seinen 9 Bataillonen und 6 Schwadronen parallel zum Zürichsee in Richtung Klus, Witikon, Hottingen bis Burghölzli durch. Mit zwei weiteren Kolonnen unternahm er aus Richtung Dübendorf und Wallisellen den Angriff auf den Zürichberg, und Karl versuchte mit 10 Bataillonen und 20 Schwadronen vom Milchbuck her den Zürichberg via Irchel zu erobern. Insgesamt waren auf österreichischer Seite ungefähr 20 000 Mann Infanterie und etwa 7 000 Dragoner im Einsatz, um die auf dem Zürichberg verschanzten 15 000 Franzosen zu vertreiben.

Eine für uns nicht vorstellbare Menge Militär bewegte sich langsam und vorsichtig den Zürichberg hinauf. Das Terrain war steil, vom Regen aufgeweicht und deshalb glitschig. Nur mit viel Mühe kamen die Österreicher voran. Der von den Franzosen gebaute Abwehrgürtel erwies sich als schwer überwindbares Hindernis. Am Montag, 4. Juni 1799 dauerten die Kämpfe den ganzen Tag an. Pfarrer Spillmann von Affoltern schrieb dazu: «Während der Schlacht hatten die Franzosen ihre Kanonen auf dem Käfer- und Hönngerberg eingegraben. Vom frühen Morgen bis spät am Abend flogen die Kugeln über unser Dorf gegen den Horenstein und die Katzenrüti. Die Leute im Dorf zitterten ob dem Kanonendonner, und manche wunderten sich, dass man mit eisernen Kugeln so weit schiessen konnte». Hotze hatte im Raum Neumünster ohne grossen Widerstand sein Ziel erreicht. Karl blieb dagegen im Aufstieg auf den Zürichberg stecken. Seine Truppen waren, trotz zahlenmässiger Übermacht, überfordert. Sein Vormarsch war blockiert, was ihn bewog, Masséna um eine 24-stündige Gefechts-



1. Schlacht um Zürich, Verlauf am 4.6.1799

pause zu bitten. Er soll das mit der Bestattung der über 3000 Gefallenen im Wald begründet haben. Der Franzose war vom Angebot überrascht und erklärte sich, in der Erwartung, der Österreicher betrachte seinen Angriff als gescheitert, mit dem Unterbruch einverstanden. Stattdessen benutzte der Österreicher die Pause, eine westliche Umgehung zu rekognoszieren. Es war seine Absicht, mit einem

neuen, auf 02.00 Uhr vereinbarten Angriff, über den weniger steilen Höhenzug oberhalb von Affoltern, die Franzosen zu umgehen.

Entscheidende Überraschung

Dann aber kam es zur zweiten Überraschung. Zur Verblüffung der Österreicher liess der Franzose dem Erzherzog mitteilen, dass er, sofern man ihm einen geordneten Abzug zusichere, die Stadt verlassen werde. Der Österreicher war damit einverstanden. So zogen bereits um 01.00 Uhr die ersten Franzosen Richtung Engstringen – Weiningen – Wettingerbrücke ab. Es war verabredet, dass der letzte Mann nach einer Stunde den Stadttorschlüssel zurückbringe. Das wurde jedoch nicht eingehalten. Die Franzosen nahmen den Schlüssel mit, und ein herbeigerufener Schmied musste das verriegelte Tor aufbrechen. Mit den abmarschierenden Franzosen verliessen auch der helvetische Statthalter Pfenninger und zahlreiche frankofreundliche Zürcher die Stadt. Erst viele Jahre später wurde Massénas Begründung für seinen Abzug bekannt. Er war sich der unterlegenen Truppenstärke bewusst und forderte nun in Paris Verstärkung an.

Die Österreicher in Zürich

Nachdem sich die Franzosen über die Limmat in Richtung Reuss abgesetzt hatten, war Zürich über Nacht im Besitz der Habsburger. Die Umstellung bereitete der Stadtbevölkerung keine Mühe, denn die schlechte Erfahrung mit den Franzosen schaffte Goodwill für die Neuen. Die Österreicher zeigten mehr Kultur und Anstand als Napoleons Truppen. Und im Gegensatz zu den Franzosen bezahlten sie, was sie an Nahrung und Futter bezogen. Hotze nahm Quartier im Haus zum Rechberg und benutzte dasselbe Bett, in welchem die Nacht zuvor Masséna von Verstärkung geträumt haben mag. Sein Kommandant, Karl, zog es vor, seinen Sitz in der alten Kanzlei in Kloten zu installieren.

Der Versuch, das Rad der Zeit zurück zu drehen

Mit dem unverhofften Einmarsch der Österreicher in die Stadt bekamen die Stadtzürcher mit ihrer republikanischen Prägung Aufwind. Mit österreichischer Unterstützung hofften sie, all das mit der Helvetik über den Haufen Geworfene, wieder rückgängig machen zu können. Vordergründig lag ihnen daran, die Zehnten und die Grundzinspflicht wieder einzuführen, und die Möglichkeit, dass sich die Bauern aus ihrer Zehnten- und Grundzinspflicht loskaufen konnten, wollten sie wieder beseitigen. Die von den Franzosen eingeführten Neuerungen bezeichneten sie als «himmelschreienden Kirchen- und Eigentumsraub». Die Bauern dagegen kündigten dem Versuch, das Rad der Zeit zurück

zu drehen, den Kampf an. Damit war der alte Graben zwischen Stadt und Land wieder aufgebrochen.

Missglückter Aareübergang bei Döttingen

Masséna hatte nach seinem überraschenden Rückzug aus Zürich Kenntnis vom Anmarsch des russischen Generals Alexandr Wassiljewitsch Suworow (1729–1800) aus Richtung Italien bekommen. Er nutzte deshalb seine Wartezeit zwischen Limmat und Reuss mit der Vertreibung der Österreicher von der Nordrampe des Gotthards. Schon bei Airolo wollte er dem gefürchteten Russen den Passaufstieg erschweren. Das war im August 1799.

In diesen Tagen erreichte das österreichische Hauptquartier von Karl in der alten Kanzlei in Kloten eine wichtige Meldung aus Wien. Diese enthielt den Befehl seines Bruders Kaiser Franz II., dass er sich sofort nach Süddeutschland verschieben solle, die Allianz habe entschieden die Endlösung den russischen Truppen zu überlassen. Der russische General Alexandr Michailowitsch Rimisky Korsakov (1753–1840) sei bereits von Norden mit 20 000 und Suworow mit 25 000 Mann aus dem Süden im Anmarsch. Alles laufe nach dem von Suworow erstellten Plan. Dieser sah vor, die Franzosen zwischen Brunnen und dem Zürichsee einzukesseln. Korsakov werde deshalb die Aare zwischen Lauffohr und Koblenz mit einer Pontonbrücke überqueren und der Reuss entlang südwärts vorstossen. In der nebligen Nacht vom 16. auf den 17. August 1799 versuchte Korsakov den Brückenschlag bei Döttingen, doch dieser misslang. Schuld daran war eine ungenügende Aufklärung durch kaiserliche Pontoniere. Diese hatten den Grund am östlichen Ufer falsch eingeschätzt, die Boote rissen aus der Verankerung und trieben ab. Mit dieser Panne war der Plan Suworow bereits in Frage gestellt.

Suworow naht

Am 12. September 1799 passierte Suworow mit seinen 20 000 Infanteristen und 6000 Berittenen den Monte Ceneri. Bereits in der Tremola oberhalb Airolo wurde er von den Franzosen mit starkem Geschütz «begrüsst». Seinen Stosstruppen gelang es mit grossräumiger Umgehung längs der steilen östlichen Flanken, den Feind zurück zu drängen, den Gotthardpass zu überqueren und in endloser Einkerolonne die gefährliche Schöllenen hinter sich zu bringen. Am 25. September erreichte er Altdorf. Hier wurde ihm der Abmarsch von Karl und der Tod von Hotze sowie die Panne bei Döttingen mitgeteilt. Nun fehltem ihm in Flüelen die nötigen Boote, die ihn nach Brunnen hätten bringen sollen. Diese hatten die Franzosen längst nach Dietikon abgeholt. Das zwang Suworow

ungeplant via Sisikon über den 2074 Meter hohen Kinzigpass ins Muothatal zu marschieren. Von hier aus wollte er via Schwyz den Angriff auf die Franzosen eröffnen. Aber in Muotathal erreichten ihn weitere Hiobsbotschaften: Masséna sei mit Erfolg über die Limmat vorgestossen, die Armee von Korsakow habe sich aufgelöst, und die Franzosen hätten bereits alle Positionen bezogen, um ihm den Austritt aus den Bergen zu verunmöglichen. Suworow entschloss sich via Pragelpass, Glarus, Kerenzerberg und Rheintal die winterliche Berglandschaft möglichst rasch hinter sich zu bringen. Aber die Franzosen blieben ihm auf den Fersen und versperrten den erschöpften Truppen den Durchgang auch



**General Alexandr Wassiljewitsch Suworow
(1729–1800)**

bei Näfels. Es blieb Suworow nur der Umweg über den bereits tief verschneiten 2407 Meter hohen Panixerpass nach Ilanz. Mit noch 1500 Überlebenden von ursprünglich 20 000 Mann erreichte er schliesslich am 30. Oktober 1799 Lindau am Bodensee. Hier wurde eine mehrtägige Marschpause eingeschaltet, bevor die restlichen über 1000 Kilometer bis zur russischen Grenze unter die wunden Füsse genommen wurden. 1800 wurde Suworow in Petersburg, ohne die geringste Würdigung seiner Leistung, zu Grabe getragen. Erst viel später haben ihm dann patriotische Russen in der Schöllenen eine Gedenktafel gewidmet.

Wildes Treiben in Zürich

In dieser Kriegszeit hausten wilde Gäste an der Limmat. Es mag uns interessieren, wie Zeitzeugen die teilweise grosse Anzahl von fremdem Militär in der Stadt erlebten. Die schlimmsten Erfahrungen machten die Stadtzürcher mit den Truppen unter Korsakow. Diese hielten sich jedoch nur kurz in Zürich auf. Un-

ter ihnen waren zwei Regimenter der Ural- und Don-Kosaken. Sie wurden als furchterregende Figuren beschrieben. Deren Leben war das Kriegshandwerk mit allem was dazu gehörte. Die Don-Kosaken waren eine eigenständige, bei den Russen im Sold stehende Gemeinschaft aus dem ukrainischen Süden. Für die Zürcher waren es jedoch Exoten. An die unter französischer Flagge stehenden dunkelhäutigen Nordafrikaner hatten sie sich gewöhnt, aber die Kosaken sprengten das Zumutbare. Das waren «Halbwilde», die sich alkoholisiert wie Bestien benahmten und mit ihren struppigen und schmutzigen Bärten Abscheu erregten. Sie hatten keine Ahnung vom Eigentumsrecht, passten nicht in die noblen Herrschaftshäuser der Zünfter, und Anstand und Respekt war ihnen fremd. Auch ausserhalb der Stadt waren sie ungern gesehen. Ungeniert gruben sie Kartoffeln aus den Gärten und assen diese ungewaschen. Unreife Nüsse zerrten sie von den Bäumen und öffneten diese mit den Zähnen wie Hunde die Knochen. Seife war für die Kosaken kein Wasch-, sondern ein Lebensmittel. Das für die Brennfunzeln nötige Oel, das in jedem Haus vorrätig war, mischten sie mit ihren Getränken zu einem fürchterlichen Cocktail. Ein Rümplanger beklagte, ihm sei Gemüse, Kartoffeln, Obst und Trauben gestohlen worden. Seine Wiesen und Felder seien von Pferden kahlgefressen, aber er tröstete sich mit der Feststellung, dass allen dasselbe Schicksal widerfahre.

Die Russen lebten im Glauben, dass, wenn sie auf dem Schlachtfeld fielen, sie innert drei Tagen bei ihren Lieben zu Hause eintreffen würden. Um sie in diesem Glauben zu stärken, wurde ihnen ein Stück Käse oder andere Nahrungsmittel mit ins Grab gegeben, um auf der Reise keinen Hunger leiden zu müssen. Auch drückte man den Verstorbenen eine Gewehrpatrone in die Hand, damit sie sich nicht wehrlos fühlten. Bei etwas vermögenderen Gefallenen war es sogar Brauch, dem Priester, der die Abdankung hielt, ein Geldstück als Reisegeld für den Verstorbenen anzuvertrauen.

Das Verhalten der Russen war unserer Kultur fremd, ihr Benehmen gegenüber ihren Vorgesetzten respektlos. So hatte ein Zürcher mitbekommen, wie ein Kosake seinen General einen Dummkopf nannte. Er wurde aber weder getadelt noch bestraft. Entsprechend locker war die Disziplin innerhalb der Truppen. Als die Russen am 26. September 1799 zwischen Höngg und Wiedikon von den Franzosen überrannt wurden, war Korsakow unfähig, Befehle zu erteilen, Korporäle hätten das für ihn getan. Ein Höngger erzählt, wie er das Verhalten des Generals beobachtet habe, als dieser, geistig abwesend, seine persönlichen Sachen fluchtartig zusammenpackte und dabei sein silbernes Nachtgeschirr liegen liess.



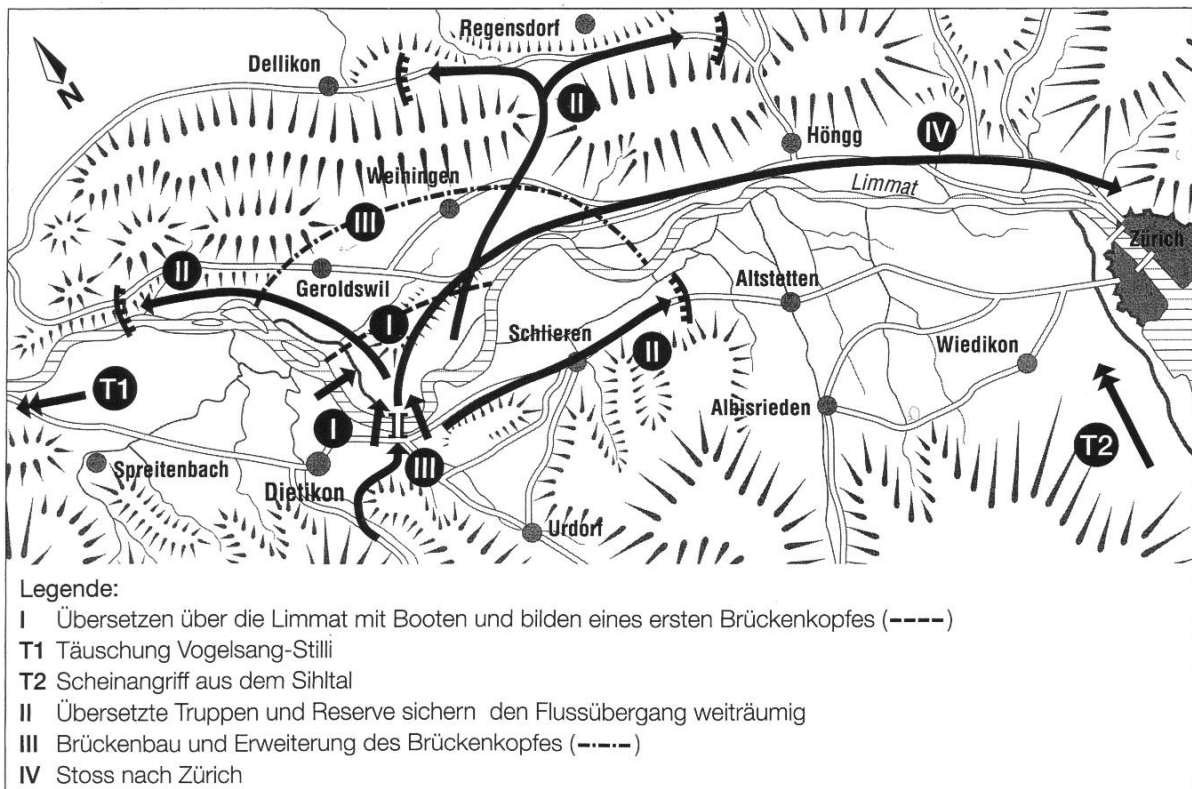
**Russische Kosaken
in Zürich, 1799**

Es wurde sogar ruchbar, dass es unter den Kosaken Kannibalen gab. In Notlagen wurden Feinde wie Tiere geschlachtet, ausgeweidet und verspiesen. Der Schweizer Oberst Rovéréa, der sich in Zürich aufhielt, berichtete von einer Begegnung mit einem berittenen Kosaken. Dieser führte einen Franzosen an einem Strick neben sich her. Er fragte den Reiter, was er mit dem friedlichen Gefangenen vorhabe. Es stellte sich heraus, dass der Russe davon überzeugt war, der Franzose habe in den letzten Tagen sein Essen mit ihm nur deshalb geteilt, um ihn aufzufüttern und später verspeisen zu können. Auch das Schicksal von Zunftmeister Irminger bestätigte, wie anders das Kulturverständnis der Kosaken war. Irminger wollte mit Brot und Wein einen aufgebracht Kosaken beschwichtigen, worauf dieser ihn als Kannibale verdächtigte und kurzerhand mit einem Säbelhieb niederstach. Was die Kosaken perfekt beherrschten, war das Reiten. Sie ritten vollblütige, kurzgewachsene, quirlige Pferde, die wie Espenlaub zitterten. Diese konnten sogar Treppenlaufen. Entsprechend aufgeregt

verhielten sie sich in der Schmiede. Die Kosaken lösten das Problem auf ihre Weise. Sie banden den Pferden die Hufe zusammen und legten sie auf den Rücken, um so die Eisen anpassen und festnageln zu können.

Die zweite Schlacht

Anfang September 1799 gab Masséna das Warten auf Verstärkung auf. Der Abzug von Karl mit seinen 20 000 Mann ins Rheinland, der misslungene Brückenschlag von Korsakov bei Döttingen und speziell der Anmarsch des gefürchteten Suworow veranlassten ihn den Aufbruch an die Hand zu nehmen. Am 24. September 1799 war es soweit, morgens um 05.00 Uhr begann der Brückenbau. Suworow war an diesem Tag bereits diesseits des Gotthards angelangt. Die vielen, in der Nacht von Rottenschwil über den Mutschellen angekarnten



Limmatübergang und Bewegungen der Franzosen am 25.9.1799

schweren Boote, wurden dort, wo heute die Autobahn die Limmat überquert, gewässert. Einzelne Boote hatten das Gewicht von einigen Tonnen und benötigten die Kraft von hundert Mann. Um halb acht war die Brücke begehbar. Die ganze Aktion war genau so perfekt gelungen wie die der Österreicher bei Paradies. Ein Denkmal am Ufer bei Dietikon und eine Inschrift unter dem Arc

de Triomphe in Paris würdigen Massénas Leistung. Bereits um 09.00 Uhr war die ganze Division Lorge mit 8000 Mann am anderen Ufer. Diese trennten sich, um die West- und Nordflanke vor Angriffen abzusichern. Die Nordflanke verlief auf dem Weg zwischen Dällikon und Regensdorf. Eine zweite Division zog via Engstringen, Höngg, Wipkingen in Richtung der Stadt. Korsakovs Truppen, die sich als Ablösung der Österreicher in Zürich noch nicht zurechtgefunden hatten, waren auf den Angriff nicht vorbereitet. Sie wurden derart überrascht, dass jedes Kommando ungehört blieb und die Truppen bereits wenige Stunden nach Kampfbeginn ungeordnet nach allen Seiten zerstreut. Über viele Tage suchten wilde Horden flüchtender Russen den Weg ostwärts. Einige hundert Gefallene blieben zurück. Nun nahm Masséna erneut Besitz von Zürich. Nach dieser zweiten Schlacht bei Zürich war Suworows Plan endgültig gescheitert.

Unerfüllbare Forderungen

Das napoleonische Militär stand den Zürchern wegen seines homogeneren Völkergemisches näher, war aber wegen seinen arroganten Forderungen unbeliebter. Am 28. November 1799 verlangte der französische Kommissär Defrance von Grüningen, Wald, Uster, Benken, Andelfingen und Regensdorf innert 48 Stunden 36000 Pfund Fleisch, was etwa 50 Grosstieren entsprach. Die Verwaltungskammer sah sich ausserstande diese Forderungen zu erfüllen. Am 6. Januar 1800 kam vom Kommissär der Befehl unverzüglich 600 Zentner Brotgetreide zu liefern. Falls man dem Ansinnen nicht Folge leiste, werde sich die Armee das Getreide selbst beschaffen. Eine Woche später verlangte derselbe Kommissär sieben Tonnen des in dieser Zeit ausserordentlich raren Heues. Das entsprach einer Menge, die eine Schwadron während 4 Tagen verfütterte. Neben dem Pferdefutter fehlte es dem Militär auch an Lebensmitteln. So kam es Ende Februar 1800 in Zürich zu einem gefährlichen Aufstand. Ein hungriges, französisches Bataillon marschierte mit aufgefplantem Bajonett vor seinen Kommandoposten. General Lecourbe gelang es aber auf seine Art die Meuterei in Griff zu bekommen, indem er zwei der Unzufriedenen mit dem Säbel kurzerhand niederstach. Schockiert löste sich der Aufstand auf.

Nachkriegswirren

Nach dem Krieg der alte Streit

Nach der zweiten Schlacht von Zürich erwachten die Hoffnungen, die Franzosen würden nun unser Land verlassen. Diese Erwartung erfüllte sich noch nicht. Masséna hat zwar die Russen mit seinem Vorstoss endgültig verjagt, Statthalter Pfenninger sass wieder auf seinem helvetischen Stuhl, und das geflohene helvetische Direktorium stand wieder unter der Obhut von Paris. Das meiste war wieder wie gehabt, und doch hatte sich einiges geändert. Statt der versprochenen Freiheit und Brüderlichkeit machte sich Verunsicherung breit. Diese begünstigte jene, die den Zustand der dreizehnörtigen Ordnung zurückverlangten. Das gegenseitige Provozieren zwischen Stadt und Land begann von neuem. Usteri, ein umstrittener Schreiber der Neuen Zürcher Zeitung, beschrieb die Zusammensetzung des Grossen Rates als «Bauernregiment und Gesindel». Kurz danach, im Januar 1800, wurden mit einem ersten Staatsstreich die Vertreter aus der Landschaft, diese nannten sich Patrioten, nach Hause geschickt und durch Republikaner, das waren die Unitarier, ersetzt. Den Bauern blieb das Zusehen, wie die Zehntenabgabe wieder eingeführt, die Möglichkeit sich von ihr loskaufen zu können, gestrichen wurde, und sich die Ungleichheit zwischen Stadt und Land wieder etablierte. Der Streit zwischen den beiden Lagern eskalierte.

Das bewog Napoleon den Schweizern eine abgeänderte Verfassung vorzuschlagen. Er übergab ihnen den Entwurf dazu Ende April 1801 im Schloss Malmaison in Paris. Er schlug vor, einen «Landammann der Schweiz» als Exekutive an die Spitze des Staates zu stellen. Als solchen wählte die Tagsatzung den Föderalisten und Innerschweizer Alois von Reding. Dieser wurde jedoch von Napoleon nicht akzeptiert. Zudem standen ihm die Unitarier näher, deren zentralistisches Gedankengut dem französischen Vorbild besser entsprach. So entstand die «Zweite helvetische Verfassung». Das war der Zustand der Alten Orte, allerdings ohne Wiedereinführung der Untertanengebiete. Napoleon befahl, die Verfassung einer Volksabstimmung zu unterbreiten. Mit 92 400 Nein gegen 72 400 Ja schickten aber die Eidgenossen den Vorschlag bachab. Mit der Feststellung, es hätten sich 162 000 der Stimme enthalten und damit der neuen Verfassung zugestimmt, erklärte der Konsul aus Paris aber die Verfassung als angenommen.

Aber auch das zurecht gebogene Abstimmungsresultat brachte nicht die gesuchte Beruhigung. Darauf unternahm Napoleon einen weiteren Schachzug. Ohne die geringste Voranmeldung zog er seine Truppen nach Frankreich ab. Er tat das in

der Überzeugung, ohne die Besetzung würde unter den Schweizern Unfrieden ausbrechen. Und er bekam recht, denn kaum war der letzte Franzose jenseits des Juras, verkündeten die Kantone das Ende der helvetischen Verfassung. Damit kam es zum sogenannten «Stecklikrieg». Die helvetischen Regierungstruppen unter General Andermatt belagerten erfolglos die Stadt Zürich und beschossen Bern. Ihnen gegenüber stand ein Aufgebot aus den Landkantonen unter General N. F. Bachmann. Angesichts der Gefahr einer ernsthaften Auseinandersetzung passte die Tagsatzung am 27. September 1802 die Verfassung der oppositionellen, föderalistischen Meinung an. Damit waren die beiden ehemaligen Untertanengebiete Aargau und Waadt wieder dem Kanton Bern unterstellt. Das war für die Mehrheit im Volk unannehmbar, die Situation spitzte sich erneut zu, und die helvetische Regierung flüchtete bereits nach Lausanne.

Die Franzosen besetzen die Schweiz ein zweites Mal

Am 21. Oktober 1802 besetzten die Franzosen unser Land zum zweiten Mal. Die beiden Generäle und die schlecht («mit Steckli») bewaffnete Mannschaft wurden wie Schulkinder nach Hause geschickt. Zugleich verlangte Napoleon von den sich prügelnden Schweizern eine 60-köpfige Delegation, die zur Beratung einer neuen Verfassung nach Paris zu schicken sei. Im winterlichen November 1802 reisten, mehrheitlich städtische Unitarier, in die französische Hauptstadt. Unter ihnen befand sich auch Heinrich Pestalozzi. Dieser musste sich nach der Ankunft an der Seine eine etwas «behablichere» Bekleidung zulegen, weil sein äusserer Anblick nicht zum höfisch geprägten Stil passte. Während zwei Monaten unterhielten und vergnügten sich die Herren im fremden Paris ohne jegliche Funktion. Am 19. Februar 1803 wurden sie jedoch durch eine pfannenfertige Verfassung überrascht. Napoleon nannte sie Vermittlungs- bzw. Mediationsakte.

Die Mediationsverfassung von 1803

Diese ist uns bis heute in ihren Grundelementen erhalten geblieben. Nicht alle waren damals mit der neuen Verfassung zufrieden. Der Unitarier und Thuner Artillerieoberst Karl Koch, der mit von der erfolglosen Beraterpartie war, betete: «Gebe uns der Himmel einen Meister, dem wir alle gehorchen müssen». Das war der Hilfescrei eines überzeugten Zentralisten, der aus Erfahrung den Fortbestand der Schweiz nur mit einer «Einmannrepublik» à la Napoleon sah. Obschon Napoleon von Haus aus dem zentralistisch gesteuerten Staat nahe stand, wählte er für die Eidgenossen eine Staatsform mit delegierter Verantwortung. Er erkannte das Wesen der Schweiz und hatte sich darauf eingestellt. In einer Audienz, die er am 12. Dezember 1803 der Verfassungskommission ge-

währte, verdeutlichte er seine Weitsicht mit folgenden Worten: «Die Natur hat Euren Staat föderativ geprägt. Es ist keines klugen Mannes Sache, die Natur besiegen zu wollen. Je länger ich über die Beschaffenheit Eures Landes nachgedacht habe, desto mehr überzeugte mich seine Verschiedenheit und dass es unmöglich ist, die Schweiz einer Gleichförmigkeit zu unterwerfen; alles führt Euch zum Föderalismus.»



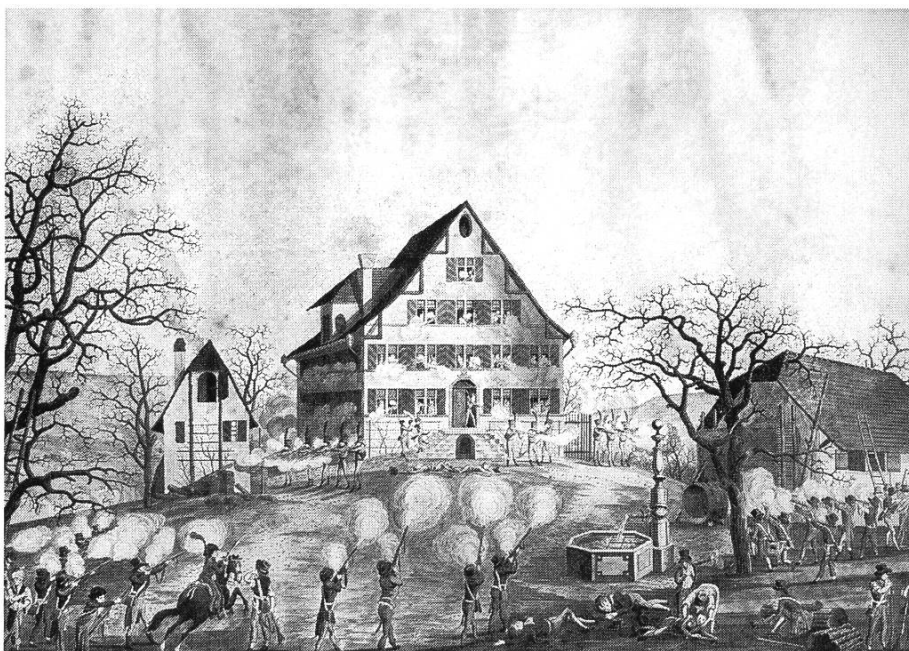
Übergabe der Mediationsakte am 19.2.1803 in Paris an die Schweizer Delegierten

Mit der Mediationsverfassung wurde die Schweiz in 19 gleichgestellte Kantone aufgeteilt, die im Rahmen der übergeordneten Verfassung autonom waren und es heute noch weitgehend sind. Dazu gab er noch den folgenden Ratschlag: «Macht aus Appenzell getrennte Roden, aber gleichwohl einen einzigen Kanton mit nur einer Vertretung an der Tagsatzung. Es ist Frankreichs Interesse, die Demokratie bis an Österreichs Grenzen zu verbreiten. Das wird dazu führen, dass Österreich nie in Versuchung geraten wird, sich der Schweiz zu bemächtigen.» Napoleon wünschte sich die Schweiz nicht als Satellitenstaat, sondern als «Cordon sanitaire» und Söldnerreservoir. Als Gegenleistung gliederte er schon mit dem Friedensvertrag von Lunéville das österreichische Fricktal und neu das katholische Veltlin der Schweiz zu. Wohlweislich verzichtete er darauf als König Helvetiens anerkannt zu werden.

Die Freiheit, sich nach eigenem Belieben zu gestalten, die Bonaparte mit der Mediationsverfassung den Kantonen zubilligte, bewog die Zürcher, ihre Zunftordnung wieder einzusetzen und die Landsgemeindekantone ihren Ring wieder einzuführen. Damit kam aber im ehemaligen Stadtstaat Zürich, zum grossen Ärger der Bauern, das vermeintlich Abgeschaffte samt den alten Konflikten, wieder an die Oberfläche. Die Mediationsverfassung brachte die Schweiz drei Schritte vor- und zwei rückwärts, wobei jeder Rückschritt die Unzufriedenheit anheizte. Es tauchten neue Ungerechtigkeiten auf, z. B. die Verweigerung der Wahl des Pfarrers im Dorf und die ungleiche Besteuerung. Das wurde in der Landschaft heftig diskutiert und kritisiert, und 47 von 192 zürcherischen Gemeinden verweigerten die Eidleistung auf die neue Verfassung. Die Regierung wollte den Anfängen wehren und forderte beim eidgenössischen Landammann militärische Unterstützung an. Dieser drohte mit «schrecklicher Bestrafung». Auf ein Vermittlungsvorschlag wurde nicht eingetreten, der Mediationsgedanke der neuen Verfassung war bereits vergessen. Das «verwilderte Volk» sei mit militärischer Härte «zum unbedingten Gehorsam gegenüber seiner gesetzlichen Obrigkeit» zu zwingen. Das waren Töne aus früheren Zeiten.

Der Bockenkrieg

Als am 14. Februar 1804 die Franzosen zum zweiten Mal die Schweiz verliessen, bekamen die alten Gegensätze neuen Aufwind. Am 24. März 1804 brannte das Landvogteischloss Wädenswil. Es war ein beidseits des Zürichsees verstandenes Signal. Zwei Tage später versammelten sich einige hundert Männer vom



**Gefecht auf
Bocken, Horgen
am 28.5.1804**

linken Seeufer zu einem Marsch nach Zürich, und wiederum kamen eidgenössische Truppen zum Einsatz. Diese sperrten den Weg in die Stadt, sodass sich die Konfrontation auf Bocken oberhalb Horgen abspielte. Die Regierungstruppen erlitten eine empfindliche Niederlage. Das veranlasste den eidgenössischen Landammann von Wattenwyl energisch einzuschreiten. Er ordnete an, alle Rebellen mit Waffen in der Hand seien sofort zu erschiessen, und Frauen und Kinder sollten als Geiseln verhaftet werden. Die Rebellen ergaben sich, die Rädelführer Jakob Willi aus Horgen, Jakob Schneebeili aus Affoltern am Albis und Heinrich Häberling aus Knonau wurden hingerichtet. Den dreien wurde später in Affoltern, gegenüber dem Bahnhof, ein Denkmal gesetzt. Sechs Jahre zuvor entgingen die Anführer von Stäfa, nur dank den Franzosen, demselben Schicksal. Die einstige obrigkeitliche Bevormundung war wieder im Aufbau, und die mehrheitlich vom städtisch besetzten Kleinen Rat eingesetzten Bezirksstatthalter amtierten wieder wie früher die Landvögte. Um weiteren Unruhen zuvorzukommen, wurde eine militärisch geschulte kantonale Polizei ins Leben gerufen.

Die Beruhigung

Nach dem Bockenkrieg liessen die Bauern ihre Fäuste im Sack, und die aufgewühlte politische Szene wurde von wirtschaftlichen Überlegungen und Entwicklungen eingeholt. Das erkannte auch der innovative Stadtbürger Hans Caspar Escher (1775–1859). Er baute 1805 im Sihlfeld, ausserhalb der Stadt, eine Spinnerei auf. Daraus entstand die spätere Maschinenfabrik Escher-Wyss AG. Die Textilindustrie war im Aufschwung, schaffte Arbeitsplätze und brachte mit der Heimarbeit der Landbevölkerung einen willkommenen Nebenverdienst. Im selben Jahr beauftragte die Tagsatzung Johann Conrad Escher (1767–1823) die grossen Sumpf- und Riedflächen zwischen dem Walen- und Zürichsee zu urbanisieren. Diese Melioration fand grosse Beachtung, weil die Angst vor Hungersnöten noch zu Recht bestand. Zudem kam mit der Entwässerung der Linthebene erstmals eine interkantonale Zusammenarbeit zustande. So ist bis heute Johann Conrad Escher von der Linth der einzige Schweizer, der offiziell mit dem Namen eines Flusses geehrt wurde. Andere verdiente Persönlichkeiten müssen sich nach ihrem Tod als Lieferanten für Strassennamen begnügen.

Für die Schweiz war damit die Franzosenzeit abgeschlossen. Ende 1813 ersetzten die Kantone noch die von Napoleon geschriebene Mediationsverfassung durch einen Bundesvertrag. Die helvetische Verfassung war nur fünf Jahre gültig, die Mediationsverfassung deren zehn. Das allein widerspiegelt die Turbulenzen, mit denen sich unsere Vorfahren auseinander zu setzen hatten.

Europa wird umgestaltet

Napoleons Niedergang

Auch Napoleon näherte sich auf seinem Höhenflug dem Boden. Doch vorher machte er sich noch zum Kaiser, schlug im Dezember 1805 in der «Dreikaiser-schlacht» bei Austerlitz die österreichischen und russischen Heere und verord-nete die Kontinentalsperre. Weil der Zar von Russland trotzdem mit den Bri-ten über Gibraltar Handel betrieb, zog er im Herbst 1812 mit 600 000 Mann nach Moskau, kehrte aber mit nur noch 6000 Mann zurück. Knapp aufgewärmt nach dem eiskalten russischen Winter, verlor er 1813 die Völkerschlacht bei Leipzig. 1815 unternahm er mit dem Ausbruch aus seinem Exil auf Elba einen hunderttägigen Abstecher über die Tuileries nach Waterloo. Die Nachricht von seinem Triumphzug durch Frankreich platzte mitten in die Wiener Friedensver-handlungen. Es war dem Engländer Arthur W. Wellington (1769–1852) vorbe-halten, dem Übermächtigen bei Waterloo den Schlusspunkt zu setzen. Auf der einsamen Insel Helena soll Napoleon während seiner Verbannung gesagt haben: «Nach Waterloo hat alle Welt mich verlassen. Nun ist Frankreich geschändet und ist nur noch eine entehrte, erbärmliche Nation. Anstatt zu mir zu stehen, hat man mich verlassen, Frankreich hat den verdienten Lohn empfangen». Napo-leon starb 1821, er liegt seit 1840 unter der Kuppel des Invalidendoms begrab-en, mitten in Paris.



**Napoleon auf dem Rück-
zug aus Russland, 1812**

Wienerkongress von 1815

Im September 1814 begann die Teilung des napoleonischen Erbes in Wien. Alle europäischen Staaten waren anwesend, die meisten vertreten durch ihre Könige. Verhandlungsführer war der österreichische Fürst und Minister Clemens Wenzel Metternich (1773–1859), die Schweiz wurde durch ihren Landammann und Zürcher Bürgermeister Hans von Reinhard, den Freiburger Johann von Montenach und den Basler Bürgermeister Johann Heinrich Wieland vertreten. Neben diesen offiziellen Abgeordneten nahmen auch Sondergesandte aus Bern, Graubünden, Genf und dem Bistum Basel an den Verhandlungen teil. Es bestand weitverbreitet die Absicht Europa wieder in den Vorrevolutions-Zustand zu versetzen. Die Forderungsliste der Schweizer war bedeutend länger, als wie sie an der langen Vorbereitungs-Tagsatzung in Zürich beschlossen worden war. Sie enthielt die Anerkennung der Neutralität und die Rückgewinnung aller verlorenen Randregionen, die einst zu den acht Alten Orten gehörten. Konkret bezog sich der Anspruch auf Pruntrut, Neuenburg, Genf, Nordsavoyen, Wallis, Eschental mit Domodossola, das frühere Fürstenbistum Basel, Bormio, das Veltlin mit Chiavenna, Gex bei Genf, das Dappental bei St-Cergues im Jura, die Stadt Konstanz und auf die deutschen Enklaven Gailingen, Büsingen und Jestetten. Daneben verlangten die Schweizer, die Waadt und den Aargau wieder Bern zuzuweisen. Das Letztere wurde entschieden abgelehnt. Als Ersatz wurde dafür Bern jedoch das ehemalige Bistum Basel zugesprochen. Diese Zugabe löste die unschön verlaufenen Auseinandersetzungen aus, die erst 1978 mit der Gründung des neuen Kantons Jura ihren Abschluss fanden.

Den Schweizern fehlte am Kongress das geschlossene Auftreten. Stattdessen brachen die alten Meinungsverschiedenheiten wieder auf. So ging denn nur ein Teil der berechtigten Forderungen in Erfüllung. Das Veltlin wurde der Schweiz als zusätzlichen Kanton angeboten. Aber nachdem sich die bündnerischen Protestanten gegen den Zuschlag ausgesprochen hatten, ärgerte das den österreichischen Kaiser so sehr, dass der Kongress das Veltlin der Lombardei zuteilte. Dagegen wurden die drei neuen Kantone Wallis, Neuenburg und Genf der Eidgenossenschaft angegliedert, während Neuenburg sowohl als preussisches Fürstentum als auch als eidgenössischer Kanton anerkannt wurde. Der Wortführer des Kongresses, Fürst Metternich, war den Eidgenossen nicht besonders gut gesinnt. Er hätte es vorgezogen, wenn man die Schweiz etwas stärker der antifranzösischen Seite verpflichtet hätte. Mit der alles überraschenden Nachricht, der auf Elba internierte Napoleon sei auf dem Marsch in Richtung Paris, entstand für die Kongressteilnehmer in Wien eine neue Situation. Die anwesenden Schweizer, deren enge Beziehungen zu Frankreich allen bekannt war, wur-

den gedrängt sich für oder gegen Napoleon zu bekennen. Am 20. März 1815 entschied die Tagsatzung ihre Truppen aufzubieten und, trotz der Neutralitätsbezeugung, mit den Alliierten gegen den Wiedererstandenen anzutreten. Der Beschluss fiel im Wissen, dass damit sämtliche Passübergänge den Alliierten offen stünden. Es kam aber nicht soweit. Bereits am 18. Juni 1815 war bei Waterloo die letzte Schlacht geschlagen und damit der «Unbesiegbare» an seinem grenzenlosen Ehrgeiz zugrund gegangen.

Die napoleonische Zeit hatte den Zenit überschritten. Ihr folgte der verzweifelte Versuch, die Errungenschaften der französischen Revolution wieder rückgängig zu machen. Es begann die Phase der Restauration.

Auf dem Weg vom Staatenbund zum Bundesstaat

Noch zogen 30 Jahre durchs Land, eh sich die neue Schweiz von der alten endgültig verabschiedet hatte. Die Bundesverfassungen von 1848 und 1874 haben sich bis heute bewährt. Ob sie auch den morgigen Herausforderungen standhalten kann, wissen wir noch nicht. Uns lehrt die Franzosenzeit, dass das Rad der Zeit nicht aufzuhalten ist. Ratsam ist, sich auf den ständigen Umbruch, wie wir ihn auch heute erleben, rechtzeitig auszurichten. Zu lange haben das bourbonische Königreich und unsere «Gnädigen Herren» gezögert, den Zeitlauf zu akzeptieren und sich zum Wohle der Menschen anzupassen. «Die Natur besiegen zu wollen, ist keines klugen Mannes Sache», sagte bereits Napoleon.

Hans Frei-Hadorn, Watt

Quellen- und Literaturnachweis:

- Fuhrer Hans R./GMS. Die beiden Schlachten von Zürich, 1995
- Fuhrer Hans R./GMS. Widerstand gegen die Helvetik. 1998
- Fuhrer Hans R./GMS. Suworow 1799. 1999
- Heer Fred/GMS. Kosaken am Gotthard. 2000
- St.A.Z. NZZ 1789 / 99
- St.A.Z. Bittschriften
- St.A.Z. Actum 1803
- Lehrmittelverlag des Kantons Zürich. Diverse Ausgaben
- Ploetz. Die französische Revolution. 1988
- Helbling H/NZZ. Die grosse Revolution. 1990
- Barz Paul/NZZ. Die Menschen von Versailles. 1973
- Tschy Theo. Der Tag, an dem Bern fiel. 1998
- Ernst Fritz. Kleinjogg. 1885
- Guyer Walter. Kleinjogg. 1972
- Baumann W./NZZ. Der gestohlene Staatsschatz. 1993
- Dürrenmatt Peter. Schweizer Geschichte. 1963
- Hediger Heinrich. Geschichte des Städtchens Regensberg. 1927
- Spillmann Ernst. Zürich-Affoltern – seine Geschichte. 1979
- Güller Alfred. Ortsgeschichte Otelfingen. 1991
- Treichler Hans Peter. Rümlang – ein Dorf mit Geschichte. 1996
- Bollinger Armin. Oerlikon – die Geschichte einer Zürchergemeinde
- Müller Hugo. Muri in den freien Aemtern. 1989
- Boesch Joseph. Weltgeschichte. 1969
- Hartmann Otto. Die Russen in Zürich. 1891
- Gewissen und Freiheit. Die französische Revolution. 1989
- Jacob Walter. Die Geburt der Gegenwart
- Werner Meyer. Die 2. Schlacht bei Zürich
- Kirchgemeinde Regensdorf. Protokolle 1799–1802

Die Beschwerde der Kirchgemeinde Regensdorf

vom 25. Oktober 1799

(wortgetreue Abschrift)

Freiheit

Gleichheit

Die Kirch-Gemeind Regensdorf

an den

Bürger Pfenninger, Regierungsstatthalter des Cantons Zürich

Bürger!

Unerträglich wird bald die Last so uns schon eine geraume Zeit drückt, der Un-
ertragsamkeit aber einigermaßen vorzukommen wenden wir uns in hoffnungs-
vollen Erwartungen an die Bürger Regierungsstatthalter!

Wir beklagen uns nicht über das Verfahren der Franken in hiesiger Gemeinde,
beym Übergang über die Limath, denn ihre Gegenwart war uns angenehm u.
dessnachen gaben wir gerne etwas Preis. Wir beklagen uns nicht über die seit
derselben Zeit immer gehabte Einquartierung die meistens aus Cavallerie be-
stund, und worunter auch eine Companie Artillerie zu Pferd war, woher frey-
lich die fuhrleüt in der Kirchgmd. Dällikon einquartiert worden sind, u. welch
sämtliche das fourrage vom Bauer empfangen haben. Wir beschwehren uns auch
nicht viel über den Antheil Kosten so wir wegen der in Zeit 8. Tage, gemachten
Liferung von 24 stük Ochsen – zusammen von ca. 100. Center Fleisch, haben,
obgleich in unserer Gemeinde viele Stük Vieh wegen der Sucht getödet wurden
u. noch täglich getödet werden müssen -, wir bemerken die ärmern Gemeinden
unsers Districts als Affoltern, Seebach, Örlikon, Schwamendingen u. Wippkin-
gen einzig, weil ihr erlittner Schaden uns auch mehr zuthun auferlegt.

Aber darüber beschwehren wir uns, dass einzig die Gemeind Regensdorf diese
Woche 22. Mann Chasseur zu Pferd 2. Tag auf Execution wegen der Ochsen-
lieferung haben mussten, woran freylich der ganze Distrikt contribuieren muss,
auch darüber beschwehren wir uns besonders dass wir in begrif der Gemeind
Dällikon u. Oberhasslen 3000. Bund Stroh, 1000. Pfund Heü, 100. Pfund Salz
u. 10. Säk Haber oder Spelz in das bey Rümlangg gestandne Grenadier Lager
unter Commando des B(ürger). General Klein izo nach Brütten liefern müss-
ten, da wir doch vorher Erdapfel, Reben, Pfauen u.d. gl. gaben, u. was nicht

gegeben ward genommen worden ist, wouunter auch ein einziger Bürger 150. Roggenarben vermisst. Eine Requisition die uns verwichenen Montag angezeigt u. Dienstag Morgens erfüllt seyn sollte – auf gegeben Anleitung Endsunterschieden wo da das Requisitionsbilliet, / welches gestern nebst einem Schreiben an Massena eingesandt habe / dem Bürger Regierungs Commissair Robert zur Einsicht überreicht u. von ihm die Liferung untersagt. – Wir glaubten dass diese Ordra ihre Wirkung haben werde, allein alles vergebens. – Mitwoch abends bekam unsre Kirchengemeind ein Detaschement Grenadiers auf Execution u. zwa(n)gen dass die Requisition nur von der Kirchengemeind Regenstorf geliefert werden sollte – was wir thaten wie wir wisten dem Commandant die unterm 29. Vende (19.02.–20.03.) von dem General Massena herausgekommene Ordre und machten ihm Vorstellungen – dieser aber war unerbittlich u. nahm sich der Ordre nichts in Acht – Nun ist bereits unter Drohungen eine Parthey Strau nach Brütten abgeliefert u. bis an einige Mann das Detachment gestern Abend auf erhalten Ordre abgereist, kaum waren dieselben weg, so sind ca 380. Mann in Watt eingerückt – was Aus was Gründen ist bis zur gegenwärtigen Stunde ungewiss.

Wenn nun Bürger Regierungsstatthalter unsre durch gestern Abgeordnete dem H. General Massena gemachten Vorstellungen fruchtlos gewesen, – die Behandlungsart aber wie wir fest glauben durch Intrique verursacht wird, so wollen wir unsre Erleichterung Ihrer weisen Fürsorge überlassen, wenn aber auch wir noch föllig in den gleichen Fahl wie andre Gemeinden unsres Distrikts kommen müssten so werden wir uns in das Schicksal fügen.

Indessen verziehen Sie der Ihnen verursachenden Mühe u. glauben uns unter Republikanischem Gruss u. Achtung getreue Bürger.

Die Municipalität der Zivilgemeind Regenstorf u. in ihrem Namen

Meyer Grchtschbr.
Regenstorf den 25. 8bre 1799

P. S. So eben gehen von Watt wegen der behandlung der Soldaten unangenehme Berichte ein, trefen Sie doch bald möglich Anstalten.

General Masséna über seinen erfolgreichen Angriff auf Zürich Bericht in der NZZ vom 9. Oktober 1799

Zürich, 17 Vendem

Bürger Direktoren! Die Nothwendigkeit, mich persönlich auf die verschiedensten Punkte unserer Linie zu begeben, wohin mich die unaufhörlich gehabten wichtigen militärischen Operationen ruften, hat mich abgehalten, Sie bis jetzt anders als durch telegraphische Depeschen von den Bewegungen der Armee zwischen dem 3 und 16 d. (25. September bis 8. Oktober) zu unterrichten. Ich werde Ihnen vorläufig eine kurze Übersicht davon geben, bis ich Ihnen die Übersendung der dem Feind abgenommenen Fahnen einen ausführlichen Bericht abstatten kann.

Ich hatte die russische Armee Korsakows vor mir; sie stand auf der Linie von Zürich bis zum Ausfluss der Aaren in den Rhein. Die österreichische Armee unter Hotzes Commando hielt das rechte Ufer der Linth besetzt, das Corps unter Gen. Jellacich stand in den Engenpässen von Bündten.

Unter Begünstigung eines falschen Angriffs, welchen Gen. Menard gegen Bruck machte, um einen Theil der feindlichen Macht auf diesen Punkt zu ziehn, passierte ich am 3 Vendem (25. September) mit Gewalt bei Dietikon die Limmat, und zwischen den Zürcher- und Wallstadter Seen die Linth. Beim Übergang von Dietikon wurden die Schiffe unter dem feindlichen Feuer aber von unserer Artillerie geschützt, ins Wasser gebracht, und in weniger als zwei Stunden hatten wir durch die Geschicklichkeit der Pontoniers unter Leitung des Artillerie-Brigadechefs Deden eine Brücke über die Limmat und 8000 Mann am anderen Ufer. Gen. Gazan kommandierte die Avantgarde unter dem Anführer der Division, Gen. Lotge.

Beim Übergang über die Linth schwammen zweihundert Soldaten, den Säbel in den Zähnen, durch den Fluss, bildeten die Avantgarde, machten die feindlichen Vorposten nieder, und bereiteten so den Erfolg des Tages vor. Gen. Soult kommandierte auf diesem Punkte.

Das Resultat der in Gefolg dieser beiden Übergänge gelieferten Schlacht war die Besitznahme des westlichen Theil des Zürich-Berges, und unsre Festsetzung auf dem rechten Limmat-Ufer. Zürich erbot sich auf unsere Aufforderung unter Bedingungen zu Übergabe, welche wir zum Theil angenommen hätten; allein da die russischen Vorposten mit einer unerhörten Wildheit auf unser Parlemen-

tairs schossen und 2 Trompeter verwundeten, so liess mir die Nothwendigkeit sich von neuem zu verständigen hinlänglich Zeit, dem Feind die Schlacht vom 4 (26. September) zu liefern, worauf Zürich mit gewaffneter Hand eingenommen ward. Die Generäle Mortier und Klein kommandierten den Angriff auf Zürich am linken, Lorge am rechten Ufer.

Zur nemlichen Zeit bemächtigte sich Suworow des Gotthard-Passes; sein Marsch stand mit dem Angriff in Verbindung, welchen Hotze und Korsakows in kurzem gegen uns hatten machen sollen; er rückte mit seiner ganzen Macht in die kleinen Cantons ein, um sich von dort aus mit den beiden Armeen zu vereinigen, das Commando über sie zu übernehmen, und an ihrer Spitze in das fränkische Gebiet einzubrechen. Das Schicksal der Republik hieng von Ausführung dieses Plans ab, welchen aber die Vorfälle vom 25 und 26 Sept. bereits vereitelt hatten. Nach Korsakows Niederlage, nach Hotzes Tode, konnte Suworow nicht mehr hoffen zu siegen.

Ich schickte die Division Mortier nach Schwyz, die Division Soult, welche damals Gen. Gazan befehligte, nach Wesen, und ich selbst marschierte gegen Altorf. Aber Suworow war schon aus dem Schächenthal ins Muotathal gezogen; er stand mit seiner ganzen Macht in der Gegend von Muoten, und hatte durchs Klönthal ein Corps nach Glarus detaschiert. Die Unmöglichkeit, sich in so engen Thälern auszubreiten, hatte mich bewogen, Suworow freien Eintritt nach der Schweiz über Einsiedeln zu lassen. Ich hoffte dass die blutigen Gefechte, welche ich ihm im Muotathal lieferte, so wie der Widerstand, den ich ihm beim Ausgang Glarus entgegensetzte, ihn vermögen würden, über die Brücke von Einsiedeln herauszukommen, wo ich nur ein Bataillon zu seiner Beobachtung aufgestellt hatte, und wo ich ihn mit mehr Bequemlichkeit auf einem offenen Terrain hätte bekämpfen können. Allein er vermied jede allgemeine und entscheidende Affaire, und warf sich durch das Flimsthal nach Bündten, wobei ihn die Corps, die, wenn er geblieben wäre, zu seinem Angriff bestimmt waren, unaufhörlich den Flanken und im Rücken reckten. Er nahm seinen Rückzug, die Verzweiflung im Herzen, über abscheuliche Strassen, und liess 2000 Blessierte, ein Theil seiner Artillerie und fast sein ganzes Gepäck in unseren Händen.

Korsakow hatte auf die Nachricht von Suworows Gefahr, in Eil aus den Trümmern seiner und der Hotzischen Armee, aus dem Bayerischen Contingent, aus dem Condéschen Corps und aus allen österreichischen Truppen, die in Bündten gestanden hatten, ein Armee Corps zusammengebracht; er wollte damit wieder an die Thur und auf Zürich vordringen; allein ich marschierte mit den Divisi-

onen Menard, Lorge und Gazan gegen ihn, während Gen. Soult sich Rheineck näherte. Ich begegnete ihm zwischen der Thur und dem Rhein; ich schlug ihn, warf ihn über diesen Fluss zurück und zwang ihn die Brücke von Constanz und Diessenhofen abzubrechen, deren ich mich hieran bemächtigte.

Ich habe mir zwar vorgesetzt, hier in kein Detail einzugehen, aber ich kann mich nicht enthalten, die unerschütterliche Standfestigkeit unserer Infanterie, und die unglaubliche Bravour unserer leichten Artillerie gegen einen der heftigsten Kavallerie-Angriffe, den man je gesehen hat, zu erwähnen. Beide erwarben sich unsterblichen Ruhm; die leichte Artillerie, mitten im Handgemenge und unter Säbelhieben, hörte nicht auf zu manövrieren und mit Kartätschen zu schiessen; ein Theil unserer Infanterie empfing ohne zu wanken die feindliche Kavallerie zuerst mit dem lebhaftesten und regelmässigsten Feuer und dann mit dem Bajonet, während ein anderer Theil eben dieser Infanterie sie mit beispielloser Kühnheit auf den Flanken angriff.

Das Resultat dieser verschiedenen Schlachten und Gefechte sind ungefähr 18000 Kriegsgefangene, worunter 8000 Verwundete, welche der Feind nicht fortbringen konnte, über 100 Kanonen, 30 Fahnen, 4 gefangne und 5 todte Generale, unter welchen letzteren sich der kommandierende Gen. Hotze befand, alles Gepäck, und die Wiedereroberung des Theils der Schweiz, welche der Feind besetzt hatte. Der ganze feindliche Verlust in diesen verschiedenen Vorfällen erstreckte sich auf mehr als 30000 Mann.

Kriegsschäden im Kanton Zürich von Anfang 1798 bis Ende 1799

Tabellarische Übersicht

Distrikt	Einwohner	Kosten Kriegsschäden in Livres							total	pro 100 Einw.
		Einquart.	Requisitionen	Lebensmittel	Fourage	Verheerungen	übr. Schäden			
Zürich	17923	1396.90	146.10	2189.20	55.60	1160.40	–	4948.20	27.61	
Meilen	15279	255.90	37.20	88.00	43.50	126.20	–	550.80	3.61	
Fehraltorf	14792	30.90	18.20	53.10	20.60	–	99.00	221.80	1.50	
Mettmenstetten	13101	212.10	110.90	134.90	89.80	568.40	83.70	1199.80	9.16	
Bülach	11424	647.10	73.90	146.00	106.20	823.50	81.80	1878.50	16.44	
Regenstorf	11317	460.60	61.30	180.00	119.90	975.70	–	1797.50	15.88	
Grüningen	10614	19.60	25.00	71.60	16.00	27.40	12.80	172.40	1.62	
Horgen	10609	82.00	31.30	68.20	22.50	318.90	–	522.90	4.93	
Uster	10173	289.30	61.40	23.90	7.30	16.20	29.50	427.60	4.20	
Winterthur	9966	149.20	35.60	63.20	18.20	69.10	–	335.30	3.36	
Bassersdorf	8882	155.10	28.60	67.90	93.50	259.10	420.60	1024.80	11.54	
Andelfingen	8598	80.50	10.90	47.80	50.60	101.80	31.20	322.80	3.75	
Wald	7876	–	–	–	–	–	144.60	144.60	1.84	
Benken	7275	28.90	52.90	30.10	30.40	527.40	208.70	878.40	12.07	
Elgg	5310	25.30	8.90	9.30	15.90	139.30	–	198.70	3.74	
Total	163139	3833.40	702.20	3173.20	690.00	5113.40	1111.90	14624.10	8.96	

Bemerkungen

- Die Distrikte entsprechen der damaligen Einteilung in der Helvetik.
- Zum Distrikt Regenstorf gehörten Adlikon, Affoltern (Zürich), Buchs, Dällikon, Dänikon, Dielsdorf, Otelfingen, Regensberg, Regensdorf und Watt
- Die Kriegsschäden sind in Livres angegeben, eine in der Helvetik übliche franz. Münzeinheit (1 Livre=1 Gulden). Ein Vergleich zur heutigen Kaufkraft ist schwierig
- Die Kosten pro 100 Einwohner zeigt deutliche Unterschiede. Neben der Stadt Zürich sind es die stadtnahen Distrikte Bülach (mit den Dörfern Kloten und Schwamendingen), Regenstorf und Bassersdorf, welche die grössten Schäden erlitten.
- In der Rubrik «Verheerungen» sind Brandschäden an Liegenschaften und Abholzungen in den Wäldern aufgeführt.

Quelle: Hartmann Otto. Die Russen in Zürich. 1891

